

Lichtenberg- Jahrbuch 2017

UNIVERSITÄTSVERLAG WINTER HEIDELBERG





*[Gustav Klaer:] Lichtenberg, 1942, Gips 40 x 31 cm
Vgl. S. 411*

Lichtenberg-Jahrbuch 2017

Begründet von Wolfgang Promies †

Herausgegeben im Auftrag der
Lichtenberg-Gesellschaft

von Ulrich Joost,
Burkhard Moennighoff und Friedemann Spicker
in Verbindung mit Bernd Achenbach

Universitätsverlag
Winter
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung vorliegenden Jahrbuchs sind die Herausgeber vor allem den *Kulturämtern von Darmstadt und Ober-Ramstadt* zu großem Dank verpflichtet. Sie danken allen Bibliotheken, Archiven und privaten Besitzern für die freundlichst erteilte Erlaubnis zur Wiedergabe der in ihrem Besitz befindlichen Originale.

Manuskripte, Sonderdrucke und Bücher sind erbeten an die Redaktionsanschrift:

*Lichtenberg-Forschungsstelle
Technische Universität Darmstadt
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Dolivostraße 15
64293 Darmstadt*

Redaktion: Ulrich Joost

ISBN 978-3-8253-6873-9

ISSN 0936-4242

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2018 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg

Imprimé en Allemagne · Printed in Germany

Gesamtherstellung: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Inhalt

Vorträge aus Anlass von Lichtenbergs 275. Geburtstag,
gehalten in der Ringvorlesung der Göttinger Akademie
vom 18. April bis 11. Juli in der Aula am Wilhelmsplatz
und auf der Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft
am 2. Juli 2017 in der Alten Sternwarte in Göttingen
nebst Texten von Lichtenberg und zwei unbekannten Briefen an ihn

Ulrich Joost: „... auf dauernden Ruhm und Unsterblichkeit Anspruch machen“. Einführung in die Ringvorlesung. Mit einer Nachschrift <i>post festum</i>	7
Sylvia Möhle: „Waß ich seyde deiner Abreis von hir vor sorgen und Betrübtenus deinet wegen hab aus gestanden kan ich nicht beschreiben“. Zwei Briefe von Henriette Catharina Lichtenberg an ihren Sohn.	15
Marian Füssel: „Sie schwänzten aber brav“. Der leidende Professor. Lichtenberg zwischen Korporation und Publikum.	29
Alfred Nordmann: „wo ... jeder Schnitzer gegen die Wahrheit auch ein Grammaticalischer wäre“. Lichtenbergs Sprachdenken.	49
Georg Christoph Lichtenberg: Fabeln in Prosa und Versen. Mitgeteilt von Ulrich Joost.	65
Stefan Weigert: „wozu nützen dan die Fabeln“. Was passieren kann, wenn ein Aufklärer Gleichnisse erzählt.	71
Georg Christoph Lichtenberg: „Nachricht von einer Wallrath-Fabrik“ und „Ein Traum“. Mitgeteilt von Ulrich Joost.	99
Heinrich Detering: „wenn man irgend wohlfeiles Material erfände die Stickluft der Atmosphäre zu zersetzen“. Lichtenbergs globale Phantasien. . .	107
Georg Christoph Lichtenberg: „Die Reise nach Gotha über Wiegleben“. Mitgeteilt von Ulrich Joost.	125
Rudolf Drux: „Wir staken da in Sachsen Im Dreck bis an die Achsen“. In der Postkutsche. Zur lyrischen Gestaltung von Fahrten mit einem „beschwerlichen“ Verkehrsmittel bei Lichtenberg und Goethe.	131
Burkhard Moennighoff: „Gegenstände ... die ... fast wie erhabene Poesie klingen“. Lichtenberg und die Dichtung.	143
Hans-Georg von Arburg: „Ja über alles seine Meinung [aufzuschreiben] mit so vielen Zusätzen von neuem als möglich“. Aufschreibesystem des Exzerptors Lichtenberg.	155
Arnd Beise: „Dieses Blatt muß man ganz sehen“. Lichtenberg zerlegt Hogarth.	171
Markus Matthias: „o lieber Gott etwas aufs Zettulchen“. Naturwissenschaftler zwischen Kinderglauben und Pantheismus.	189

Martin Stingelin: „Man lese nicht viel und nur das beste“. Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud im wechselseitigen Spiegel ihrer Lichtenberg-Rezeption.	219
Daniel Steil, Cinja Seick und Konrad Samwer: „Ein physikalischer Versuch der knallt ist allemal mehr werth als ein stiller“. Ein Experimentalvortrag nach Art von Lichtenberg.	239
Georg Christoph Lichtenberg: Tagebuch Jahrgang 1789. Herausgegeben von Ulrich Joost und Christian Wagenknecht.	249
Ulrich Joost: „In den Calender wurde nun eingetragen ...“. Lichtenbergs Tagebücher.	291
Dieter B. Herrmann: „... der gefährlichste Schritt zur gänzlichen Zerstörung des 1400jährigen geheiligten Irrtums ...“. Die Copernicus-Biographie von Lichtenberg.	333
Georg Christoph Lichtenberg: „Montgolfiers Erfindung war in meiner Hand“. Betrachtungen über das Fliegen und Versuche mit Ballons. Aus den Sudelbüchern und Notizheften, Briefen, Rezensionen, dem „Göttin- gischen Magazin“ und dem „Göttinger Taschen Calender“. Mitgeteilt von Ulrich Joost.	347
Wolfgang Send: „Die Welt muß noch nicht sehr alt sein, weil die Menschen noch nicht fliegen können.“ Leonardo – Lichtenberg – Lilienthal. Über die Frühgeschichte der Fliegerei.	399
Klaus Hübner: Ein Lichtenberg-Bildnis von Gustav Klaer aus dem Jahr 1942. Zum Frontispiz dieses Jahrbuchs.	411
Siglen und Abkürzungen.	419
Die Autoren des Jahrbuchs.	421
In eigener Sache: Über die Lichtenberg-Gesellschaft.	423

Vorträge aus Anlass von Lichtenbergs 275. Geburtstag, gehalten in der Ringvorlesung der Göttinger Akademie vom 18. April bis 11. Juli 2017 und der Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft am 2. Juli in der Aula am Wilhelmsplatz bzw. der Alten Sternwarte in Göttingen nebst Texten von Lichtenberg und zwei Briefen an ihn

Ulrich Joost

„... auf dauernden Ruhm und Unsterblichkeit Anspruch machen.“¹ Einführung in die Ringvorlesung
Mit einer Nachschrift *post festum*

Es ist ein seltsames Tun der Menschen, dass sie zu eigener Selbstvergewisserung sich Helden des Körpers und manchmal auch des Geistes suchen und deren Andenken in regelmäßigen Jubiläen vermutlich zu moralischer Ertüchtigung bemühen. Beinahe noch merkwürdiger erscheint dabei die *Terminierung* solcher Jubiläen, die beim Sport gern auf die Vierjahresrhythmen der antiken Olympischen Spiele zurückgreift, im Geistigen aber dem Zufall der Evolution unterworfen wird, welche uns mit zweimal fünf Fingern ausgestattet hat, weswegen wir am liebsten im Dezimalsystem rechnen, allenfalls noch wie die Römer in Lustra: Fünfjahreseinheiten und ihrem Vielfachen. Denn da unsere Lebenszeit äußerst begrenzt ist, geben wir uns nicht bloß mit *dezimalen* Jubiläen zufrieden, sondern greifen heuer für unser ‚Heldengedenken‘ zu der durch die ungeraden Primzahl-faktoren ein bisschen krummen Jubiläumszahl $275 = 5^2 \times 11$.

Glücklicherweise wählen wir uns für derlei Gelegenheiten nicht nur die ganz Großen, die Imperiengründer oder Ideologienzertrümmerer. Gerade im Jahr des Halbtausendgedenkens an Martin Luther, den Thesenanschlag und die Reformation, die eine Welt erschütterten, ist vielleicht auch der Blick auf einen Antihelden erlaubt, der genauso wenig wie jener Theologe eine Revolution wollte. Unser körperlich kleiner, durch Kyphoskoliose lebenslang furchtbar leidender Georg Christoph Lichtenberg schrieb seinem Freund Georg Forster am 1. Juli 1791 resigniert:

Was müßte nicht aus dem Mann werden können, der sehr vieles ist, ohne es zu wissen, wenn er nun noch Kraft von der Art anwendete zu Selbsterschaffung und Erhaltung. Aber ich fürchte, man lernt jene Fähigkeit des menschlichen Geistes nicht kennen, als in dem Zustande von kränklicher Empfindlichkeit und kränklich scharfer Bemerkungsgabe, die wieder von einer Seite die Ausführung erschwert. Liebster Freund, was ich zwischen meinen vier Wänden hierin gethan habe, würde mich verewigen können, wenn ich entweder schreiben könnte wie Sie, oder diese Kräfte auf Gegenstände anwenden, die mehr ins Auge fielen. Allein man setzt niemandem Ehrensäulen, der mit Heldenmuth bloß verhin- dert, daß er nicht – zum alten Weibe wird.²

Ein stilles und bescheidenes Lebenswerk also, einem geschundenen Körper mühselig abgerungen. Ich sehe es dennoch oder sogar gerade deswegen als eine großartige Idee des vorigen Akademiepräsidenten Stefan Tangermann an, der mich aufforderte, diese Ringvorlesung zu organisieren. Er tat das sicherlich nicht, damit sich die Akademie selber feiern kann, aber man würde doch beim Namen Lichtenberg auch nicht zu allererst denken, dass ein solches Unternehmen zur Erinnerung an Welterschütterndes vorgenommen wird (oder doch? Wir werden es in drei Monaten selber prüfen können). Wo denn begegnet uns Lichtenberg noch in unserer Welt? Die einzige seiner Entdeckungen, die noch seinen Namen trägt, die Lichtenberg'schen Figuren, mit denen er elektrische Ladung auf der Erde sichtbar und reproduzierbar herstellte und sogar dauerhaft aufzeichnen konnte (Blitze schleudern konnten die Götter natürlich schon lange vor ihm, und die Menschen sahen es), diese Entdeckung hat für uns eigentlich nur zwei wiewohl alltäglich wichtige Konsequenzen: Wir können jedes Mal an ihn denken, wenn wir erstens am Xeroxkopierer stehen beziehungsweise einen Laserdrucker aktivieren, um die Papierflut unserer Welt zu vergrößern, zweitens wenn wir eine elektrische Batterie einsetzen, gleichviel ob in Autos oder Fernbedienungen. Erstere Handlung beruht nämlich auf dem von Lichtenberg entdeckten Phänomen einer Gleitentladung auf einen Nichtleiter und seinem damals noch unzulänglichen, von anderen viel später verwirklichten Versuch, diese Sichtbarmachung zu konservieren. Mit seiner Entdeckung hatte er erstmals Ordnung in den ungejäteten Kräutergarten früherer Annahmen über bis dahin Unsichtbares und Immaterielles gebracht: Denn mehr als zwei Dutzend Elektrizitätstypen glaubte man vorher, nach ihren Träger-Materialien definiert, zu erkennen. Lichtenberg konnte nun *ad oculos* demonstrieren, dass es nur zwei gibt, und daraus folgt nun die zweite alltägliche Handlung: Man hält sich bis heute an seinen Vorschlag, die mathematischen *Zeichen* für Plus und Minus, Kreuz (+) und Strich (–), zur Benennung der beiden Ladungstypen zu verwenden – daher können wir Batterien richtigerum anschließen.

Aber was hat Lichtenberg uns sonst an Nennenswertem hinterlassen? Das wollen wir also in diesem Semester herausfinden, so wenig ist es am Ende doch nicht. Was uns an ihm bis heute fasziniert, liegt freilich vor allem auch in dem frappanten Zugriff der „neuen Blicke durch die alten Löcher“ (F 879) – wenn Lichtenberg sich

(zum Beispiel) in seinem wissenschaftlichen Denken plötzlich für die Philosophie der Sprache und die Applikation Kants auf die Physik konzentriert. Und wir dachten doch, diese Abwendung von den alten Kernthemen Gott Religion Welt Mensch sei der Philosophie des 20. und 21. Jahrhunderts vorbehalten geblieben. Oder wir nehmen wahr, dass er bereits keine Denkschranken mehr akzeptieren mochte und damit Albrecht von Hallers berühmte Verse weit hinter sich lässt:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weist.³

Lichtenberg hat diese Auffassung gelegentlich sogar ein bisschen verspottet⁴ und steht insofern viel näher bei dem Goethe'schen Faust, der seine Seele geben will für unendliche Erkenntnis, „was die Welt | im Innersten zusammenhält“.⁵

Es geht uns bei unserem Plan wie meistens um Annäherung und Verstehen. Ein Historiker beginnt damit heute, das ist programmatisch, und auch fast alle anderen Vortragenden werden ihr Thema zunächst von der historischen Dimension her begreifen, ob sie nun als Theologen, Literaturwissenschaftler, Kunsthistoriker, ja selbst als Physiker zu uns sprechen; dann erst wird Lichtenbergs Modernität auch im systematischen und strukturellen Zugriff sichtbar werden.

Bei Ringvorlesungen ist es sonst üblich, dass Ansichten vorgetragen werden zu allgemeinen Themen von Gelehrten aller Fächer, von der Mathematik über die Medizin bis zur Theologie. Das setzt aber eine viel größere Allgemeinheit und Vertrautheit des Zentralthemas voraus, „Sprache“, „Liebe“, „Religion“, „Staatswesen“ und dergleichen. Ein Thema wie das unsere würde indessen vom allgemeinen Spezialisten schlechterdings zu viel Aufwand erwarten lassen. Unser Ziel ist es daher, von ausgewiesenen *Lichtenberg*-Kennern aus vier europäischen Ländern – auch eine Art Ring – das derzeit vorhandene Wissen über Lichtenberg anhand von Einzelfragen zu behandeln und dabei auch ganz neue Einsichten und Forschungsergebnisse zu präsentieren. Lichtenberg drückt das einmal in einem Dankesbrief für eine übersandte Abhandlung an Johann Beckmann vom 24. April 1796 so aus:

In ihren Schrifften giebt es für mich nichts zu erinnern [meint: einzuwenden,] aber sehr viel zu lernen. Ich habe durch die Lectüre dieser beyden letzten manches Inselchen meines Wissens mit dem Theil des festen Landes verbunden, auf dem ich mich angesiedelt habe.⁶

Die Vorträge sollten *Interesse* an Lichtenberg voraussetzen, aber keine *Spezialkenntnisse*: Dass er 1742 in Ober-Ramstadt zur Welt kam als Sohn eines Pfarrers und 17. Geburt seiner Mutter (auch sie Pastorentochter); dass er in Darmstadt aufwuchs, zur Schule ging, aber unbedingt im kurhannoverischen und damit reichlich britischen Göttingen studieren wollte und nicht an der darmstädtischen Landesuniversität Gießen, wo er Professor der Physik werden sollte, es aber vorzog, in Göttingen zu bleiben und sogar nachher, 1799, dort zu sterben; dass er einen anderthalbjährigen ungemein prägenden England-Aufenthalt erlebte, den Bildsatiriker William Hogarth kommentierte und als Satiriker gefürchtet war; dass man erst

in seinem Nachlass viele tausend aphorismusartige Notizen, sein Hauptwerk, fand, die ihn bis heute lebendig halten – das alles ist Wikipedia- oder Konversationslexikon-Wissen, welches Sie vermutlich längst haben – wir wollen hier von den Spezialisten *mehr* Einsichten erfahren. Dazu lade ich Sie jetzt ein.

Bevor ich meinen Platz gleich für den heutigen Vortragenden räume, darf ich noch unser aller schuldigen Dank aussprechen bei den Anregern dieses Unternehmens und bei unseren Gastgebern und Helfern: bei dem Präsidium und den Mitarbeitern der Akademie der Wissenschaften, bei der Präsidentin der Georgia Augusta, Frau Professor Beisiegel, die sich für das Unternehmen entschieden eingesetzt, beim Universitätsbund, der die Reisekosten für die auswärtigen Vortragenden übernommen hat.

Nachschrift *post festum*

Gegen alle Hoffnung (oder vielleicht besser: gegen alles Wunschdenken) hat sich der ursprünglich geplante Erscheinungstermin dieses Bandes fast ein volles Jahr verschoben, ist der Herausgeber wortbrüchig geworden. Hoffen wir, dass die Verzögerung wenigstens doch der Qualität des Produkts dienlich wurde. Dieser Aufschub lag teils an seinen eigenen Inertien und manch anderer Verpflichtung, teils an der Saumseligkeit einiger Beiträger: Man kennt das aus der Schulzeit, dass gerade diejenigen Schüler, die am dichtesten bei der Schule wohnen, am häufigsten zu spät kommen, und so haben die vier letzten Vorsitzenden der Lichtenberg-Gesellschaft den zweifelhaften Triumph, die anderen pünktlichen Beiträger am meisten aufgehalten zu haben. Wir können uns aber nicht wohl damit herausreden, dass Lichtenberg mit seinem „Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur“ es auch nicht viel anders gemacht habe, als er schon nach sechs Heften um zwei Intervalle im Rückstand war.

Sonst aber haben die Vortragenden und mehr noch das Publikum die in meinen oben gedruckten Einführungsworten in sie gesetzte Hoffnung und Erwartung vollauf erfüllt – die Ringvorlesung wurde ein schönes und regelmäßig besuchtes Ereignis, die prachtvolle neoklassizistische Göttinger Aula war selbst an einigen sehr heißen Juninachmittagen und unbeschadet der in Niedersachsen 2017 allzu früh ausgebrochenen Schulferien immer gut gefüllt, einige Male musste sogar die Empore geöffnet werden, um das zuströmende Publikum aufzunehmen. Der Hörsaal im 1. Physikalischen Institut gar, in welchem die Physikvorstellung stattfand, fasste mit seinen 200 Plätzen die andrängende Menge auch nur gerade noch eben. Die örtliche Presse berichtete öfter und zumeist sehr wohlwollend. Angesichts des unbestreitbar veränderten Freizeitverhaltens der deutschen sogenannten gebildeten Öffentlichkeit ist das fraglos ein beinahe schon überraschender Erfolg, und ich bedaure nur sehr, dass kaum Studenten und wohl gar keine Schüler diese wohlfeile Gelegenheit zur Horizonterweiterung angenommen haben.

Über den wissenschaftlichen Ertrag der ganzen Ringvorlesung, die vor höchst interessierten und aufmerksamen Zuhörern vorsichtig die Waage zu halten hatte

zwischen populärer Darstellung von Bekanntem einerseits, neuen Beobachtungen und Entdeckungen andererseits, legt vorliegender Band Rechenschaft ab. Seinen Wert zu beurteilen, steht den Herausgebern freilich gar nicht zu, das wird allenfalls die Anregungskraft, die er vielleicht haben mag, in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten entscheiden. Aber gleich nach Bekanntmachung des Programms und während der ersten Wochen dieser Vorlesung meldeten sich in Göttingen allerlei kritische Stimmen zu zwei Themen zu Wort, die es hier zu referieren und zu beantworten gilt, man verzeihe ein ehrliches Wort.

Öffentlich ist da erstens ein Leserbrief: Der stammte von einem von mir auf seinen Fachgebieten überaus geschätzten Historiker, der diese aber schon vor einem Jahrzehnt in einem Vortrag verließ, um Lichtenberg als Antisemiten zu ‚entlarven‘. Er wiederholte jetzt nicht etwa gegenüber dem Veranstalter, sondern schon indirekt in diesem Leserbrief, den das ‚Göttinger Tageblatt‘ abdruckte, seine stark verkürzten oder reichlich kurz greifenden Ideen und kritisierte bei diesem Anlass, dass ein solches (unbestreitbar wichtiges) Thema nicht Gegenstand eines Vortrags werde. Nun wird sicherlich jedermann irgendein Thema in einer Vortragsfolge vermissen, sie kann nur Ausschnitte, sozusagen ‚Schnappschüsse‘ bieten. Aber der Einwurf unseres Historikers in damaliger Vortragsankündigung und jetzigem Leserbrief geht darüber stark hinaus. Ich muss seine textsortenbedingt verkürzte und auch dadurch reichlich polemische Kritik hier genauso knapp und plakativ wie seine angebliche Entlarvung des Antisemiten Lichtenberg, die keine ist, weil sie jeder schon kennt, abfertigen, habe den Sachverhalt auch wiederholt in wohl einem halben Dutzend Artikeln in Zeitschriften und einem Handbuch dargetan, die unser Kontrahent hätte selber nachlesen können: Seinem Angriff fehlt aber selbst gemessen an dessen Kürze jeder hermeneutische Rahmen, jede notwendige begriffliche Schärfe, sein offenbares Bemühen hingegen, Lichtenberg in eine Linie zu stellen, die sich vom babylonischen Exil bis zum Holocaust zieht, und ihn mit dem unreflektierten Rassismus solcher Zeitgenossen wie des von Lichtenberg recht wenig geschätzten Kompilators Christoph Meiners in einem Atemzug zu nennen, zeigt eine beträchtliche Unkenntnis der Sachlage bei Lichtenberg und eine dem Historiker gänzlich unangemessene, eben ahistorische Denkweise und Methode. Mit gleicher Berechtigung müssten wir Lichtenberg erstens vorwerfen, dass er vor zweieinhalb Jahrhunderten lebte, er folglich nicht unsere Einsichten und Erfahrungen hatte, und ihn dann zumal als Musterbeispiel der Intoleranz gegenüber auch anderen Randgruppen herausstellen, als Antikatholiken, Anti-Eichsfelder, -Osnabrücker, -Stader oder -Holländer (wohl gar noch Frauenfeind und so fort!); und hätten *nichts* an Einsicht in sein Denken, sein Werk, seinen Stil, seine Zeit oder in historische Prozesse überhaupt gewonnen – außer dem guten Gefühl, ein kluger Kritiker des Vorurteils im Nachhinein zu sein, auch das eine Art von *vaticinatio eventu*.

Zweitens das Nichtöffentliche, wiewohl keinesfalls Private: Dem Unterzeichneten wurde wiederholt und von drei offiziellen Seiten die Tatsache vorgeworfen, er habe keine weiblichen Vortragenden ins Programm genommen, und es wurde ihm

noch kurz vor dem Start der Reihe durchgreifende Abhilfe (möglichst fünfzig Prozent) ‚nahegelegt‘. Ich hätte das gern getan, hätte ich denn geeignete Personen gefunden. Nur: Wie soll man das als Organisator leisten, wenn nichts da ist? Auf die Straßen und Gassen der Stadt gehen, um die Armen und Krüppel, die Lahmen und Blinden hereinzuführen? Schon vor acht Jahrzehnten beklagte Herbert Schöffler in einer 1956 aus seinem Nachlass publizierten Abhandlung „Die Frauen und Lichtenberg“, dass der Frauenanteil in der Lichtenberg-Forschung überproportional niedrig sei,⁷ und dieser Zustand scheint sich seither nur unwesentlich verbessert zu haben. Die Gründe dafür kenne ich nicht, Schöfflers Mutmaßungen wird man heute nicht mehr wiederholen wollen; sollte wirklich das Phänomen ursächlich geschlechtsspezifisch zu erklären sein? Der Umstand, dass sich jetzt, ausreichend qualifiziert, ein Dutzend nur *männlicher* Spezialisten angefundenes hat, ließe sich wohl auch indirekt begründen, das *post quem* muss kein *propter quem* sein. Aber in jedem Fall wäre es doch schön, wenn einmal jemand (am besten eine Frau) die allem Anschein nach dauerhafte Abneigung untersuchte und erklärte. Sie scheint mir am ehesten indirekt und vermittelt zu sein, insofern eine längere Beschäftigung mit Lichtenberg höchstens randständig zu einem akademischen Karriere-Entwurf passt, der Göttinger Denker als Forschungsgegenstand also im Sinne des Bourdieu’schen symbolischen und kulturellen Kapitals beim Nachwuchs allenfalls *Neigung* bleiben dürfte.

Ärgerlicher aber, ja schlimmer als die Göttinger Kritik für sich genommen, die eine an der Sache selbst hätte gewesen sein können und sich langfristig von denselben Fordernden leicht mithilfe eines Stipendiums für ausschließlich weibliche Lichtenberg-Doktoranden beantworten ließe, war das mit ihr verbundene massive Postulat, mit dem zwei hoch angesehene Naturwissenschaftler, die doch die fatale Wirkung sachfremder Kriterien kennen dürften, nun als Wissenschaftsorganisatoren die eigenen Qualitätskriterien einer sozialpolitischen Maßnahme opfern wollten. Heutzutage wird es übrigens bereits für ein Wagnis angesehen, eine solche Tatsache auch nur in einem offiziellen Brief zu thematisieren oder gar an einer Stelle wie dieser drucken zu lassen. Man riet mir dringend ab, das zu tun – soweit ist es mit unserer vorausseilenden Selbstzensur und politischen Korrektheit gekommen.

Indes: Mit wem sollte ich es noch verderben? Die hier vorliegende Publikation verdankt sich nämlich ganz und gar der Bereitwilligkeit der Lichtenberg-Gesellschaft, die die Kosten für den Druck ihres Jahrbuchs selber aus den Mitgliedsbeiträgen aufbringt. Ihr und ihrem Vorstand muss ich für solchen Bürgersinn, solches Mäzenatentum danken, nicht der Göttinger Universität oder der Akademie der Wissenschaften, die nicht einmal eine Quote vorliegenden Bandes zum Fortdruckpreis abnehmen wollte.

Zuhörer, die zu einem der Vortragsabende verhindert waren, konnten damals schon die meisten Vorträge am jeweils folgenden Mittwoch um 12 Uhr im Stadtradio Göttingen (auf 107,1 Megahertz) noch einmal hören; jetzt können sie und alle anderen daran Interessierten sie in ihrer audiovisuellen Gestalt als Video-Mitschnitt im Internet aufrufen und sich ansehen: die Vorträge der Ringvorlesung un-

ter www.uni-goettingen.de/ringvorlesung, die „Experimentalphysik-Vorlesung nach Lichtenberg“, aus der wir hier im Buch nur einige Abbildungen der Geräte und Zusammenfassungen der Experimente bringen können, unter <https://youtube.com/watch?v=ygqXfb-qLBo>. Nur wenige Vortragende mussten sich aus urheberrechtlichen Gründen oder aus Sorge, langfristig geplante Entwürfe allzu früh bekanntzumachen und sie deswegen in unserem durch geistigen Diebstahl nichts weniger als gedellten Zeitalter zu verlieren, von dieser internationalen Verbreitung ausschließen.

Die Vorträge erscheinen hier nunmehr in der Reihenfolge ihrer Präsentation in der Göttinger Aula am Wilhelmsplatz, beginnend am 18. April 2017, endend am 11. Juli 2017. Da sich die intensiv besuchte Präsentation einiger Demonstrationsexperimente Lichtenbergs (zum Teil mit den originalen Instrumenten) nur durch ein paar Abbildungen und knappe, beinahe stichwortartige Bemerkungen in den Druck überführen ließen, die Podiumsdiskussion, in der Heinrich Detering, Ulrich Joost und Wolfgang Send unter dem Titel „Dieses prüfe mein Sohn, aber chemisch, und sage mir was du gefunden hast“ über Lichtenbergs Physik, Dialektik der Aufklärung und Verantwortung des Aufklärers debattierten, ohne eingreifende Überarbeitung nicht eben gut lesen lassen würde und daher ganz fortfiel (sie sind aber beide auf der erwähnten Internet-Plattform Youtube hoffentlich noch lange erreichbar) und da der *Physiker* und *Wissenschaftler* Lichtenberg durch ein solches Weglassen erheblich unterbelichtet geblieben wäre, haben die Herausgeber des Jahrbuchs sich entschlossen, die beiden Vorträge von Dieter B. Herrmann und Wolfgang Send, die am 2. Juli auf der gleichfalls in Göttingen veranstalteten Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft gehalten worden waren, in diese Lücke zu ziehen. Außerdem können wir gleich zur Eröffnung des Bandes erstens eine lange verloren geglaubte künstlerische Darstellung Lichtenbergs durch den Göttinger Bildhauer Gustav Klaer als Frontispiz (kommentiert von Klaus Hübner), zweitens einen sensationellen (durch Sylvia Möhle edierten) Fund präsentieren, der zunächst gar nichts mit unserer Vorlesungsfolge zu tun hat: Die beiden einzigen und bislang gänzlich unbekannten Briefe von Lichtenbergs Mutter an ihren Sohn, welcher gerade erst zum Studium nach Göttingen gefahren war, zugleich die ältesten seiner Korrespondenz überhaupt, die ich gern vor 45 Jahren der Göttinger Edition des Briefwechsels einverleibt hätte, sind im Familienbesitz gefunden worden. Außerdem ließ ich Lichtenberg noch weitere fünfmal zu Wort kommen mit teils erstmaligen, teils neubearbeiteten Editionen einiger oft halbvergessener Texte, die jeweils zu den darauf folgenden Vorträgen gehören. So enthält das vorliegende Jahrbuch als eine Art Jubiläumsfestschrift ausschließlich auf Lichtenberg bezogene Untersuchungen, Darstellungen und Quellen, nichts zu anderen Autoren und auch keine Rezensionen.

Alle Vorträge sind um die Nachweise der Zitate ergänzt, einige waren in gekürzter Form gehalten worden und werden hier nun in ihrer vollständigen Gestalt wiedergegeben. Vor allem lassen sie sich jetzt im bleibenden Buchstaben nachlesen, die Nachweise heranziehen, die Argumente prüfen und bedenken – was die vergehen-

de Stimme und das volatile Internet nicht immer leicht macht – *vox audita perit, littera scripta manet*.

- 1 MHI 132, ca. 1777/1778. – Das Zitat ist freilich ein wenig aus dem Zusammenhang gerissen, es bezeichnet die Voraussetzung für einen guten Schriftsteller: „Das geben richtiger Winke ohne Hinweisung und viele Vorbereitung ist so sehr das Zeichen eines grossen Mannes daß glaube ich kein Schriftsteller auf dauernden Ruhm und Unsterblichkeit Anspruch machen kan der diese Eigenschafft nicht hat.“
- 2 Bw 3, Nr. 1893, hier S. 918.
- 3 1732 in seinem Lehrgedicht *Falschheit menschlicher Tugenden*; ähnlich schon 1729 in seinem Gedicht: *Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben*.
- 4 Vgl. den Brief Lichtenbergs über die Sage von den Kindern, die der Storch aus dem Darmstädter Dreibrunn holt: An Friedrich August Lichtenberg, 27. 6. 1788: Bw 3 Nr. 1608, hier S. 534.
- 5 *Faust* I, Vers 382 f.
- 6 Bw 4, Nr. 2623, S. 568 f.
- 7 Herbert Schöffler: *Die Frauen und Lichtenberg*. In: *Lichtenberg. Studien zu seinem Wesen und Geist*. Hrsg. v. Götz v. Selle. Göttingen 1956, 31-43. Die Tatsache ist bis heute unbestreitbar; freilich muss man Schöffler aber in Einzelheiten und Folgerungen gleich *prima vista* widersprechen: Erstens stimmte die Behauptung (S. 34 u. 35 wiederholt), dass es noch keine einzige Dissertation einer Frau über Lichtenberg gegeben habe, schon zur Zeit der Abfassung von Schöfflers Schrift nicht oder nur, wenn man lediglich Universitäten auf deutschem Territorium zählen würde (Käthe Haars Diss. war 1926 an der Deutschen Universität in Prag angenommen worden); und noch zu Lebzeiten des Verfassers waren zumindest Alice Schlimbach (New York City 1941) und Rosemarie Fabian (Freiburg 1946) hinzugetreten. Zweitens folgert Schöffler aus den Themen eine eigene Neigung der Verfasserinnen von Dissertationen, ignorierend, dass diese auch damals schon sehr stark je durch die Neigungen ihrer männlichen Betreuer bestimmt war, ja befohlen wurde. Damit stellte sich das Problem als deutlich komplexer heraus, sein Lösungsansatz hätte viel weniger psychologisch als soziologisch und institutionengeschichtlich sein müssen.

Sylvia Möhle

„Waß ich seyd deiner Abreis von hir vor sorgen
und Betrübtnus deinet wegen hab aus gestanden
kan ich nicht beschreiben“ –
Zwei Briefe von Henriette Catharina Lichtenberg
an ihren Sohn

Georg Christoph Lichtenberg verließ Anfang Mai 1763 seine Mutter Henriette Catharina und seine Schwester Clara Sophie, mit denen er bis dahin in Darmstadt in einem Haushalt zusammengelebt hatte, um sein Studium in Göttingen zu beginnen. Aus dieser Zeit waren bisher weder Briefe von ihm oder an ihn bekannt, noch gab es überlieferte Lebenszeugnisse der Mutter Lichtenbergs.¹ Zwei nun entdeckte Briefe der Henriette Catharina Lichtenberg geb. Eckhard an ihren jüngsten Sohn aus den Jahren 1763/4 sind damit sowohl außer ein paar Unterschriften die einzigen überlieferten eigenhändigen Schriften der Verfasserin als auch die ältesten Zeugnisse aus Lichtenbergs Korrespondenz.

Die beiden Briefe, die auf den folgenden Seiten auch leicht verkleinert faksimiliert sind, messen im Original ca. 19,7×16,5 bzw. 10,0×20,5 cm. Sie fanden sich in einem Konvolut mit Familienkorrespondenz im Besitz eines direkten Nachfahren Georg Christoph Lichtenbergs, des Herrn Dr. Hans Georg von Heydebreck. Ihm danken wir besonders herzlich für seine Anregung und Erlaubnis, sie hier publizieren zu dürfen. Thomas Christian Wilhelm Lichtenberg, Sohn Georg Christoph Lichtenbergs und dessen Frau Margarete Elisabeth geb. Kellner, geboren am 22. Oktober 1791 in Göttingen, heiratete am 5. Dezember 1833 in Celle Friederike Caroline Tewes, Tochter des Kaufmanns Philipp Rudolph Tewes und dessen Frau Margaretha Magdalena Louise geb. Berring.² Dieser Ehe entstammte der Sohn Johann Georg Christoph Lichtenberg, geboren am 10. Mai 1842 in Oldenburg. Er verehelichte sich am 16. April 1868 in Hannover mit Emma Charlotte Karoline Kraul. Ihre Tochter Emilie Lichtenberg, geboren am 1. Februar 1869 in Koblenz, heiratete am 11. April 1896 in Stettin Hans Sigismund von Heydebreck, in Zützen geboren am 16. April 1866. Das Paar bekam am 28. Oktober 1906 den Sohn, Claus Joachim Hans von Heydebreck, Vater des Eigentümers der Briefe.³

Während Georg Christoph Lichtenberg die Briefe an ihn vermutlich zu drei Vierteln vernichtet hat (aus der Zeit vor den Reisen 1772-1775 hat sich außer den Konzepten amtlicher Schreiben in den Staatsarchiven nur ein einziger Brief eines Studienfreundes vollständig erhalten), bewahrte er die beiden Schreiben seiner Mutter auf.⁴ Seine sämtlichen Papiere waren nach seinem Tod fast vollständig dem

Mein Liebes Kind

Wach auf das Kind erwacht von
für den Morgen und befruchtete Kind
wird das Kind geschenkt das ich
wird das Kind erwacht das Kind
geschöpft wurde das Kind
Völlig wird ich auch werden
Viel das ich nicht weiß weiß
und noch weiß schenke ich dir
das Kind das ich dir gebe
dies wird das Kind das ich
für dich das Kind das ich
nicht das Kind das ich
für dich das Kind das ich
dies wird das Kind das ich
dies wird das Kind das ich

Bruder Ludwig Christian in Gotha eingehändigt worden. Aus dessen Besitz gelangten sie spätestens mit seinem Tod am 29. März 1812, vielleicht schon mit der Volljährigkeit der beiden ältesten Söhne Georg Christoph jun. und Thomas Christian Wilhelm, in deren Hände. Bei der Mutter, Lichtenbergs Witwe Margarete Elisabeth geb. Kellner, waren nur ein paar Ausgabenbücher für den Haushalt geblieben, die sie noch ein paar Jahre weiterführte. Sie starb am 17. September 1848. Zu diesem Zeitpunkt lebte von Lichtenbergs Kindern lediglich Christian Wilhelm, in dessen Händen nach ihrem und seines Bruders Tod (18. Dezember 1845) nun wieder die Familienpapiere größtenteils vereinigt waren – bei den Nachfahren des Älteren fanden sich später nur mehr Einzelstücke. Der Hauptteil, den der Germanist Albert Leitzmann 1894 bei Ida und Emil Lichtenberg, den jüngsten, unverheirateten Kindern von Christian Wilhelm, entdeckt hatte, gelangte 1909 in die Göttinger Bibliothek. Einzelne Konvolute waren aber offenbar schon, vermutlich bei Christian Wilhelms Tod am 30. Mai 1860, unter seinen Kindern als Erinnerungstücke verteilt worden. So erklärt sich auch die Abspaltung unserer beiden Briefe vom übrigen Nachlass.

Der erste dieser Briefe stammt vom 15. Mai 1763, als Georg Christoph Lichtenberg sich seit neun Tagen in Göttingen aufhielt. Er war dort nach seiner Abreise am 1. Mai aus Darmstadt an einem Freitag, dem 6. Mai, eingetroffen⁵ und hatte, wie man dem Brief seiner Mutter entnehmen kann, ihr noch am Tag seiner Ankunft geschrieben. Sein Brief traf am 14. Mai bei Henriette Catharina Lichtenberg ein, die ihn am nächsten Tag beantwortete. Wir kennen den Brief Lichtenbergs vom 6. Mai nicht, seinen Inhalt aber lässt die Antwort der Mutter teilweise errahnen.

Der zweite, knappere der Briefe trägt kein Datum. Henriette Catharina Lichtenberg starb am 11. Juni 1764, der Brief muss also zwischen dem 15. Mai 1763 und ihrem Sterbetag geschrieben worden sein. Unsere Edition ist diplomatisch getreu und lehnt sich in der äußerlichen Gestaltung an die des Briefwechsels (1985–2004) an, in dem die beiden Briefe vor alle anderen einzuordnen wären.

01. Von Henriette Catharina Lichtenberg

Mein Lieber Kleiner

Waß ich seyde deiner abreis¹ von hir vor sorgen und Betrübntus deinet wegen hab aus gestanden kan ich nicht beschreiben aber durch dein wert es schreiben bin ich witer zimliegetröst worden doch noch nicht völlig weil ich aus deinem Briefe sehe daß du nicht recht wohl bist und mag wohl schlimmer sein als du es schreibst der Liebe Gott stercke dich witer am Leib und Gemüth und sei dein Beystand Ich kan weider nichts^a In deiner abwesenheit duhn als daß ich den Lieben Gott Vor dich Bitte | Der Christian² ist noch zu Auerbach und Kumbt erst den Pfingst Sams Tag³ witer sonst hette Er an Dich geschrieben Von dem Lui⁴ haben wir Auch Briefe bekumen Der Herr Von Belnitz⁵ ist auff die Gedanken kumen und will nun stutiren und will in Halle den anfang machen wo sie auch schon werden an kumen sein nach deß Lui seinem Briff Villeicht kumen

[illegible]

sie auch bald nach Gettingen, Daß Deine reiß ser Vil gekostet Glauben wir Dir gar zu wohl und wird unsern über schlag weit über drefen Du wirst wohl dort die Hose[nt]reger haben und[er] weg misen auff schneiden⁶ schreibe balt witer auch wie weit sich Deine Barschafft noch Belauft und wie Es in Deinem Cofer aus gesehen | und wie deine umstenten weiter sint Wen du wider schreibst so stelle es an Christian mein Lieber Kleiner ich hete noch Vil Zu schreiben wen ich dein Briff recht biandworden wold wen du nur dises Lesen kanst dein Briff ist lang under weg gewesen du hast den 6 geschrieben und wir haben In den 14 beku-
men hir ist die Zeit nichts neues basirt nun Lebe wohl mein Lieber Kleiner Gott halte dich gesund und sei from den denen sols zu Letz wohl gehen Die Schwester⁷ welche dich bisher recht Beschrieen⁸ Grist und Kist dich mit mir vil mahl ich bin deine treüe Mutter

H C Lichtenberg

Darmstadt den
15 Mey
1763

Herr Falck⁹ ist noch nicht Ab gereist

a folgt <thun>.

- 1 *Nach einer Rekonstruktion der Reiseroute in den Postroutenzeigern der Hannoverischen und Hessen-Darmstädtischen Staatskalender brach Georg Christoph Lichtenberg am Vormittag des 1. Mai 1763 mit der Postkutsche nach Göttingen auf, zunächst Richtung Frankfurt, wo er schon zum ersten Mal übernachten musste. Ulrich Joost: Lichtenbergs Reiseweg von Darmstadt nach Göttingen 1763. In: Lichtenberg-Jahrbuch 2010, 297-299.*
- 2 *Friedrich Christian Lichtenberg (5. 2. 1734-15. 7. 1790), Bruder Georg Christoph Lichtenbergs; Jurist, Schriftsteller, Librettist; stud. 1751 Halle, später Gießen; 1764 Anwalt in Darmstadt; 1778 Rat am Appellationsgericht; 1782 Geh. Tribunalrat.*
- 3 *Pfingsten fiel 1763 auf den 22. Mai; der Sonnabend davor war also der 21.*
- 4 *Louis = Ludwig Christian Lichtenberg (5. 1. 1737-29. 3. 1812), Bruder Georg Christoph Lichtenbergs; stud. theol. 1754 bis 1756 in Halle; stud. jur. in Göttingen 25. 11. 1763, als Hofmeister in Begleitung des nachher erwähnten L. F. C. von Pöllnitz; 1765 Geh. Archivar in Gotha; 1777 Geh. Sekr.; 1782 Geh. Legationsrat; 1808 Geh. Assistentenrat.*
- 5 *Ludwig Friedrich Christian von Pöllnitz (1743-1822), aus Hessen-Darmstadt; stud. jur. in Göttingen 25. 11. 1763; später württemb. und hess.-darmstädt. Kammerherr und Oberamtmann zu Reinheim; vgl. zu ihm: Darmstädter Studenten in Göttingen. Professor Lichtenberg fördert seine Landsleute. In: Otto Weber: Lichtenberg. Spuren einer Familie. Ober-Ramstadt 1992, 184-189, 185f.*
- 6 *Demnach hatte die Mutter vermutlich L.s Geldreserven in seine Hosenträger eingenäht.*
- 7 *Clara Sophie Lichtenberg (12. 2. 1718-20. 11. 1780), Georg Christoph Lichtenbergs einzige Schwester, lebte bis zu deren Tod bei der Mutter, starb unverheiratet und erblindet.*
- 8 *beweint.*
- 9 *Ernst Friedrich Hektor Falcke (1751-1809), aus Darmstadt; Jurist; Dichter.*

[illegible]

[illegible]

02. Von Henriette Catharina Lichtenberg

Mein lieber Kleiner. Ich glaube daß angenehmste daß Ich Dir schreiben kan^a ist dises daß ich noch recht Gesund bin so Lang der Liebe Gott will, nur dißes ist mein gröstes anligen daß wir Dir nicht witer^b und mit mehrem Geld helfen kinen ich hofe Es^b sold bald beser werden o mein Lieber Kleiner die umstenten da von zu schreiben hete ich mit einem Bogen nicht gnuch gehabt nun Mein Lieber Kleiner lebe wohl der Liebe Gott Er halde Dich gesund und Halte Dich wohl
Ich bin Deine treüe Mutter

H C Lichtenberg

Die Schwester grist Dich vil mahl

a folgt <wird>.

b Die Briefschreiberin wollte vermutlich in der Zeile darunter den Wortanfang es zu Es korrigieren, traf im ersten Anlauf versehentlich die falsche Zeile und verwandelte zunächst witer zu Eter, änderte dann das es zu Es, ließ aber die falsche Korrektur stehen – wir geben das ursprünglich Geschriebene.

Die Mutter bringt in ihrem Brief an den Sohn Georg Christoph vom 14. Mai ihre Sorge um sein Wohlbefinden zum Ausdruck. Er hat ihr, so kann man ihrem Schreiben entnehmen, mitgeteilt, dass es ihm bei der Ankunft in Göttingen am 6. Mai gesundheitlich nicht gut geht, und sie befürchtet, dass er ihr das wahre Ausmaß seines Unwohlseins verschweigt. Weiterhin teilt sie ihm Nachrichten über die beiden ältesten Brüder sowie deren Freunde mit. Der 1734 geborene Friedrich Christian hält sich demnach im Mai 1763 in Auerbach auf; über seine Aktivitäten in den Jahren vor dem Antritt seiner Position als Anwalt in Darmstadt 1764 ist bisher nichts bekannt. Am 25. November 1763, ein halbes Jahr nach Georg Christoph Lichtenbergs Ankunft, sollten sich sein fünf Jahre älterer Bruder Ludwig Christian („Lui“) und dessen Schutzbefohlener Ludwig Friedrich Christian von Pöllnitz ebenfalls in Göttingen zum Studium einschreiben. Henriette Catharina Lichtenberg weiß von diesen Plänen und erwähnt deren Absicht, zunächst nach Halle, dann nach Göttingen zum Studium zu gehen. Außerdem spricht sie die hohen Kosten der Reise an, die Lichtenberg selbst ihr gegenüber in seinem Schreiben erwähnt hat.

In ihrem zweiten, undatierten Brief verleiht Henriette Catharina Lichtenberg ihrem Kummer Ausdruck, dass sie ihren Sohn nicht besser finanziell unterstützen kann, und ihrer Hoffnung, dass sich dieses bald ändern möge, jedoch deutet sie an, dass die Umstände sich schwierig gestalten. Sie versichert ihrem Sohn, dass sie noch gesund sei, und wünscht ihm gleichermaßen, dass Gott ihm Gesundheit verleihen möge.

In beiden Briefen richtet sie Grüße der Schwester Clara Sophie aus.

Ob Georg Christoph Lichtenberg seine Mutter vor ihrem Tod am 11. Juni 1764⁶ noch einmal besucht hat, ist nicht überliefert. Das beiderseitige herzliche Verhältnis wird durch die Zusammenschau der beiden nun vorliegenden Briefe mit Lich-

tenbergs eigenem, liebevollem Gedenken deutlich. Am 8. September 1783 kondoliert er Franz Ferdinand Wolff mit den Worten: „Ich habe ebenfalls eine vortreffliche Mutter zu einer Zeit verlohren, da ich den Verlust fühlen konnte. Es ist sehr hart.“⁷ Am 24. Juli 1791 notiert er in seinem Tagebuch: „Meine gantze Erbschafft erhalten. 1 Tischtuch und 12 Servietten!! Vortreffliche Mutter, deine Schuld war es nicht verklärter Engel.“⁸ Am 15. Juni 1795 schreibt Lichtenberg an seinen Bruder Ludwig Christian: „Den Sterbe Tag unserer unvergeßlichen Mutter, den 11ten Juni, habe ich, wie einen Heiligen=Tag, begangen. Ich glaube, wenn ich fähig wäre irgend in der Welt etwas schlechtes zu machiniren, so würde der Gedancke an folgende unvergeßlichen alles in der Brut zerstöhren, an unsere Mutter, an meine Frau und Kinder und an Dich!“⁹ Im ersten Tagebucheintrag seines Todesjahres 1799 heißt es: „Es geht ans Leben dieses Jahr. Mutter wird helfen!“¹⁰

Henriette Catharina¹¹ Lichtenberg wurde 1696¹² als Tochter des Pfarrers von Bischofsheim, Johann Peter Eckhard, und seiner Frau Anna Margaretha geb. Mettenius geboren. Nur zweieinhalbjährig verlor Henrietta Catharina am 26. März 1699 ihre Mutter. Als sie knapp sechs Jahre alt war, starb auch der Vater, am 7. Oktober 1702. Die erweiterte Familie, Großmutter und Onkel, sowie ihnen gestellte Vormünder werden sich um die Erziehung der insgesamt fünf Geschwister gekümmert haben. Am 15. April 1717 heiratete Henrietta Catharina in Auerbach, dem Wohnort ihrer mit dem Theologen Christian Heinrich Zickwolf verheirateten Schwester Anna Margarethe, den Johann Conrad Lichtenberg, damals Pfarradjunkt in Neunkirchen im Odenwald.¹³

Am 17. Februar 1718 brachte Henriette Lichtenberg ihre älteste Tochter Clara Sophia zur Welt, die bis zu ihrem Tod 1764 bei ihr blieb. Doch kamen fünf ihrer Kinder in Neunkirchen tot zur Welt, zwei starben bald nach der Geburt, eine Tochter im Alter von fünf Jahren. Lediglich ein weiteres Kind aus diesen Jahren, der 1724 geborene Gottlieb Christoph, erreichte das Erwachsenenalter. 1729 zog die Familie nach Ober-Ramstadt, wo Johann Conrad Lichtenberg eine Pfarrstelle erhielt. Hier erlebte Henriette Catharina Lichtenberg nochmals vier Totgeburten.¹⁴ 1734, 1737 und 1742 wurden die drei Söhne Christian Friedrich, Ludwig Christian und Georg Christoph geboren, die ebenfalls das Erwachsenenalter erreichten. Georg Christoph war das 17. und letzte Kind seiner Mutter, bei seiner Geburt war sie 45 Jahre alt.

Sowohl in Neunkirchen als auch in Ober-Ramstadt wird die Hauswirtschaft der Pfarrei mit Garten- und Landwirtschaft verbunden gewesen sein. Die Zeichnung des Geburtshauses Georg Christoph Lichtenbergs, des Pfarrhauses zu Ober-Ramstadt,¹⁵ lässt keinen Zweifel am ländlichen Charakter der Pfarrökonomie, die Henriette Catharina Lichtenberg 27 Jahre lang als Pfarrfrau bewirtschaftete,¹⁶ bevor die Familie schließlich 1745 nach Darmstadt zog. Ihr Leben war geprägt von den besonderen Aufgaben einer Pfarrfrau: Ihre Ehe und die Führung des Pfarrhaushalts hatten Vorbildcharakter in der Gemeinde. Neben der geistlichen Fürsorge für Kinder und Gesinde gehörte auch die soziale Fürsorge für Arme und Kranke zu ihren Aufgaben.¹⁷

Johann Conrad Lichtenbergs Ernennung zum ersten Stadtprediger in Darmstadt führte 1745 zu zwei weiteren Umzügen der Familie, zunächst in das Pfarrhaus an der Holzstraße, dann, nach Beförderung Lichtenbergs zum Superintendenten 1750, in dessen Amtswohnung.¹⁸ Am 17. Juli 1751 starb Johann Conrad Lichtenberg. Die „Wittwen- und Wayßen-Tabelle“ dieses Jahres beschreibt den Lichtenberg'schen Haushalt, in dem der neunjährige Georg Christoph nun mit der Mutter, seinem vier Jahre älteren Bruder Ludwig Christian und seiner Schwester Clara Sophia, damals 33 Jahre alt, lebte. Henriette Catharina Lichtenberg, nun 54 Jahre alt, war Vormund für ihre Kinder. Der älteste Sohn, Gottlieb Christoph, ist zu diesem Zeitpunkt bereits Gräfllich Leiningischer Secretarius zu Grünstatt. Christian Friedrich Lichtenberg studiert Jura in Halle. Die Tochter Clara Sophie lebt im Haushalt der Mutter, ebenso die beiden unmündigen Kinder Ludwig Christian, 14, auf dem Darmstädter Pädagogium, und Georg Christoph, 9, der die Stadtschule besucht.¹⁹

Die Familie hatte bald nach dem Tod des Vaters dessen Dienstwohnung in der Superintendentur verlassen müssen. Der nunmehr vierte Umzug nach und in Darmstadt führte Henriette Catharina Lichtenberg und die drei noch bei ihr lebenden Kinder in das Haus des Onkels und Taufpaten Johann Georg Wachter (vormals dessen Schwiegervater Graupner sen. bzw. dessen Frau, Schwester der Henriette Catharina Lichtenberg) in der ‚Neuen Vorstadt‘, der Luisenstraße, ungefähr an der Südseite der heutigen Einmündung der Schuchardstraße.²⁰

Drei Jahre später brach auch der Bruder Ludwig Christian zum Studium nach Halle auf, und Georg Christoph verlebte als Jüngster die Jahre vom Herbst 1754 bis mindestens 1756 allein mit Mutter und Schwester, zu der er, so zeigen auch die beiden hier vorgestellten Briefe, ein herzliches Verhältnis hatte.²¹ Ob Ludwig Christian sich ab 1756 (mit Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, der wegen des aggressiven Soldatenwerbens das Studentenleben in Halle höchst unsicher machte) erneut in Darmstadt bei der Familie aufhielt, ist nicht abschließend geklärt.²²

1762 richtete Henriette Catharina Lichtenberg ein Bittschreiben um ein Stipendium für ihren Sohn Georg Christoph an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, das am 9. August 1762 präsentiert wurde. Es ist nicht eigenhändig geschrieben worden, wie nun durch einen Schriftvergleich klar ersichtlich wird²³; dennoch wird sie am Inhalt mitgewirkt haben. Sie ließ darin ihre Situation folgendermaßen beschreiben:

Es sind bereits eilf Jahre, daß ich mich in einem betrübten Witwenstande befinde, und während dieser Zeit habe ich auser andern grosen Kosten mit meinen annoch sämtlich unversorgten Kindern zwey Söhne auf Universitäten gehalten, wodurch ich in die Unmöglichkeit versetzt worden meinen jüngsten Sohne, Georg Christoph, einen gleichen Beystand wiederfahren zu lassen [...].²⁴

Lichtenberg schreibt am 4. Oktober 1790 an den Darmstädter Neffen Friedrich August, dass „über dem Studiren meiner drei Brüder unser gantzes väterliches Vermögen hingegangen“ sei. Bei seiner Abreise, erinnert er sich, hätten noch

„1000 Gulden bey der Kirchen Casse gestanden, doch das wird meine vortreffliche Mutter, an die ich nie ohne Thränen gedencke, auch haben angreifen müssen.“²⁵ Daneben schreibt er zu den Ursachen der schwierigen familiären Finanzlage, die ihn durch die Studienjahre begleitete, dass fast das gesamte der Mutter noch verbliebene Vermögen durch den „Banckrut von vermeintlichen Freunden“ verloren gegangen sei: „Meine arme Mutter hat durch einen solchen Fall 1200 Thaler, welche bey weitem den grösten Theil unseres Vermögens ausmachten, verlohren [...]“.“²⁶

Vor diesem Hintergrund der finanziellen Engpässe, die auch in den beiden Briefen der Mutter an Lichtenberg zum Ausdruck kommen, ist das erwähnte Gesuch um ein Stipendium für ihren jüngsten Sohn Georg Christoph zu sehen. In den folgenden Jahren wurden mehrere Zahlungen an ihn bewilligt, dennoch blieb die Geldnot, die Henriette Catharina Lichtenberg in ihren beiden Briefen anspricht, ein Thema für ihren Sohn. Lichtenberg erinnert sich am 15. Oktober 1788 in einem Brief an Gotthilf Hieronymus Amelung:

Sie wissen ich hatte vom Landgrafen 400 Gulden darmstädtisches Geld u einen Freytisch, und es kostete mich Mühe durchzukommen. Ich bezahlte freylich alle meine Collegia aber meine Mutter gab mir auch etwas unterweilen [...].²⁷

Doch lange währte ihre Unterstützung nicht. Nur 13 Monate nach Georg Christoph Lichtenbergs Abreise nach Göttingen starb Henriette Catharina Lichtenberg im Alter von 67 Jahren.²⁸

1 Vgl. Eckhart G. Franz: „*Tagtäglich, mein lieber Vetter, bist Du ... der Gegenstand meiner Rede ...*“. *Die Familie Lichtenberg*. In: *Georg Christoph Lichtenberg 1742-1799. Wagnis der Aufklärung*. München/Wien 1992, 69-77; dazu die Exponatbeschreibungen Nr. 66 (S. 73), Nr. 67 (S. 74) und Nr. 70 (S. 76) von Ulrich Joost.

2 Kirchenbuchamt Hannover, Kirchenbücher Celle, Trauungen 1814-1838 S. 624, 1833 Nr. 64.

3 Alle Daten aus dem Privatarhiv der Familie von Heydebreck: Familienpapiere und Stammbaum.

4 Vgl. Albrecht Schöne und Ulrich Joost: *Vorbemerkungen*. In: Bw Bd. I, V-XXXVIII, hier XVII.

5 Zum Reiseweg vgl. Ulrich Joost: *Lichtenbergs Reiseweg von Darmstadt nach Göttingen 1763*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 2010*, 297-299.

6 Im Darmstädter Kirchenbuch findet sich lediglich das Begräbnisdatum, Kirchenbuch von 1758-1772, S. 1068, Begrabene 1764 Nr. -. Ulrich Joost teilt mir mit: Im *Darmstädtischen Frag- und Anzeigungs-Blättgen* Nr. 25 vom 21. Juni 1764 heißt es: „Frau Henrietta Catharina, weil.[and] Herrn Johann Conrad Lichtenbergs, gewes. Superintendenten, Assessoris Consistorii, hinterbliebene Frau Wittwe, 67 Jahr 6 Monath und 10 Tage alt.“; ihr Todesdatum erwähnt Lichtenberg im Brief an seinen Bruder vom 15. Juni 1795: Bw 4, 1992, 468, Nr. 2538 (s. unten bei Anm. 9) und notiert es auch regelmäßig in seinem Tagebuch 1790-94 (hier nach dem Druckmanuskript des Tagebuchs, das Ulrich Joost zur Publikation vorbereitet): Juni 1790: „den 11ten Sterbetag meiner I. Mutter.“ – Juni 1791: „11. Sterbetag meiner unvergeßlichen Mutter !!!“ – 1792, Vorsatzblatt vorn: „Den 11ten Junii als am Sterbetag meiner Mutter fällt dieses Jahr das letzte Monds-

vierthel sehr Nah an seinen absteigenden Knoten. Es ist also grade der Umstand, den ich offters gewünscht habe.“ – Juni: 2. 11. Sterbetag meiner unvergeßlichen Mutter !! – 1793 Juni: „11 m.l. Mutter sterbe Tag.“. 1794 Juni: „11. Sterbetag meiner unvergeßlichen Mutter.“

- 7 Bw 2, 1985, 698-700, Nr. 1142.
- 8 Bw 3, 1990, 947-949, Nr. 1925, Fußnote 5.
- 9 Bw 4, 1992, 467-469, Nr. 2538.
- 10 Wie Anm. 6. Vgl. auch Magdalene Heuser: „*So weiß ich kaum, ob ich nicht vielleicht auch nicht erlaubte, daß Miecken die Hände zum schreiben brauchen wolte*“. *Zwischen Aufwartung und Emanzipation durch Schreiben. Frauen im 18. Jahrhundert*. In: *Georg Christoph Lichtenberg 1742-1799. Wagnis der Aufklärung*, München/Wien 1992, 202-210, hier 204.
- 11 Zu ihrer Vornamenschreibung: Brigitte Köhler nennt sie Catharina Henriette, weist jedoch selbst darauf hin, dass die relevanten Taufbücher von Bischofsheim nicht mehr erhalten sind, vgl. *Die drei Pfarrerstöchter aus Bischofsheim*. In: *Lichtenberg. Spuren einer Familie. Zum 250. Geburtstag von Georg Christoph Lichtenberg*, Ober-Ramstadt 1992, 149-152, hier 151f. Sie selbst benutzt eigenhändig die Initialen H.C., quittiert im Januar 1754 einmal in Ober-Ramstadt eine Geldauszahlung mit „Henrica Chatharina [!] Lichtenberginn“, ihr Mann Johann Conrad Lichtenberg nennt sie Henrica Catharina, wie seine eigenhändig notierten Taufeinträge in den Kirchenbüchern belegen. Vgl. die Geburtseinträge Georg Christoph und Ludwig Christian Lichtenbergs aus dem Ober-Ramstädter Kirchenbuch, abgedruckt bei Otto Weber: *Georg Christoph Lichtenberg und seine Brüder*. In: *Lichtenberg. Spuren einer Familie. Zum 250. Geburtstag von Georg Christoph Lichtenberg*, Ober-Ramstadt 1992, 153-168, 154 und 164. Als Henrica Catharina wird sie auch kurz nach seinem Tod 1751 in der „Wittwen- und Waißen-Tabellen von der hiesigen Hochfürstlichen Residenz“ (vgl. Joost in *Wagnis der Aufklärung* 1992 – wie Anm. 1 –, 73, Nr. 66) geführt, aber doch nicht notwendig nach ihren eigenen Angaben. Jedenfalls lässt sie dann ihr Gesuch um ein Stipendium für ihren Sohn von 1762 mit „Henrietta Catharina“ unterzeichnen, s. Joost 1992 (wie Anm. 1), 74, und in ihrem Begräbniseintrag im Darmstädter Kirchenbuch von 1758-1772, 1068, Begrabene 1764 Nr. –, wird sie am 14. Juni Henrietta Catharina genannt. Daher wurde hier durchgehend diese Form gewählt.
- 12 Bei Köhler: *Die drei Pfarrerstöchter* 1992 (wie Anm. 11), 152, ist das Geburtsdatum, vermutlich nach Bernhard Koerner / Otfried Praetorius im *Deutschen Geschlechterbuch* Bd. 96. Görlitz 1937 (= *Hess. Geschlechterbuch* 10), 179 mit dem 1. November 1696 angegeben, im Personenregister des Briefwechsels (Bw 5,1, 2004, 725) mit dem 1. Januar 1696: Der Begräbniseintrag im Darmstädter Kirchenbuch von 1758-1772, 1068, Begrabene 1764 Nr. –, 14. 6. 1764, gibt ihr Alter nämlich mit 67 Jahren, 6 Monaten und 10 Tagen an, und nimmt man den von Lichtenberg selbst überlieferten Todestag: 11. 6. (s. Anm. 6) hinzu, wurde sie (immer vorausgesetzt, dass die Altersangabe stimmt) am 1. Januar 1696 geboren.
- 13 Vgl. dazu Köhler: *Die drei Pfarrerstöchter* 1992 (wie Anm. 11), 149-152.
- 14 Köhler: *Die drei Pfarrerstöchter* 1992 (wie Anm. 11), 152.
- 15 Joost 1992 (wie Anm. 1), 76 (Nr. 70).
- 16 Zur evangelischen Pfarrfrau vgl. Luise Schorn-Schütte: „*Gefährtin*“ und „*Mitregentin*“. *Zur Sozialgeschichte der evangelischen Pfarrfrau in der frühen Neuzeit*. In: Heide Wunder, Christina Vanja (Hrsg.): *Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit*. Frankfurt a.M. 1991, 109-153; Susanne Schuster: „*Die kluge und hauswirthliche Pfarrfrau*“. *Erwartungen an eine Pfarrfrau im 18. Jahrhundert*. In: Tho-

- mas A. Seidel, Christopher Spehr (Hrsg.): *Das evangelische Pfarrhaus. Mythos und Wirklichkeit*. Leipzig 2013, 71-79.
- 17 Schorn-Schütte: „Gefährtin“ und „Mitregentin“ 1991 (wie Anm. 16), 112, 132, 149 und 151.
 - 18 Dazu Ulrich Joost: *Wo wohnte Lichtenberg in Darmstadt? Eine Spurensuche*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 2005*, 212-223.
 - 19 Joost 1992 (wie Anm. 1), 73 (Nr. 66).
 - 20 Detailliert zu den Wohnorten der Familie in Darmstadt Joost: *Wo wohnte Lichtenberg in Darmstadt?*, 2005 (wie Anm. 18), 212-223.
 - 21 Dazu Heuser: „*So weiß ich kaum, ob ich nicht vielleicht auch nicht erlaubte, daß Miecken die Hände zum schreiben brauchen wolte*“, 1992 (wie Anm. 10), 204. Heuser zitiert Lichtenbergs Brief vom 27. November 1780 an Johann Andreas Schernhagen, in dem er mitteilt, „daß meine sehr geliebte und eintzige Schwester gestorben ist“, und ihre gegenseitige Liebe und Fürsorge beschreibt.
 - 22 Vgl. dazu Joost: *Wo wohnte Lichtenberg in Darmstadt?* 2005 (wie Anm. 18), 220, sowie Otto Weber, *Das Los des älteren Bruders – Anmerkungen zum 250. Geburtstag von Ludwig Christian Lichtenberg*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1988*, 105-129, hier 106.
 - 23 Bisher galt die Vermutung, der Brief könne von einem ihrer Söhne, aber durchaus auch von ihr selbst geschrieben worden sein; mangels autographischer Lebenszeugnisse war Letzteres nicht gänzlich auszuschließen. Anhand der beiden hier vorliegenden Briefe ist dies nun möglich. Dazu demnächst Ulrich Joost (Hrsg.): *Lichtenberg im vertraulichen Urteil seiner Zeitgenossen*, Druckmanuskript.
 - 24 Abbildung des Originals und Transkription Joost 1992 (wie Anm. 1), 74 (Nr. 67).
 - 25 Bw 3, 1990, 781-784 Nr. 1748. Dazu auch Franz: „*Tagtäglich, mein lieber Vetter, bist Du ... der Gegenstand meiner Rede ...*“, 1992 (wie Anm. 1), 73.
 - 26 Brief an Johann Andreas Schernhagen vom 17. April 1783, In: Bw 2, 1985, 593 f. Nr. 1067.
 - 27 Auszüge der Akte, das Stipendium betreffend, bei Ulrich Joost (Hrsg.): *Lichtenberg im vertraulichen Urteil seiner Zeitgenossen*, Druckmanuskript. Zitat aus dem Brief: Bw 3, 1990, 578, Nr. 1635.
 - 28 Bw 4, 1992, 467-469, Nr. 2538.

„Sie schwänzten aber brav“¹
Der leidende Professor Lichtenberg zwischen
Korporation und Publikum

Georg Christoph Lichtenberg nahm in seinem Leben verschiedene soziale Rollen ein. Er war u. a. Mathematiker, Physiker und Philosoph, Literat, Satiriker und Begründer des deutschsprachigen Aphorismus, Mitglied der Göttinger Sozietät der Wissenschaften und der Londoner Royal Society, Teilnehmer an der Kommunikationsgemeinschaft der Gelehrtenrepublik und nicht zuletzt Professor für Experimentalphysik an der Universität Göttingen. An dieser Stelle soll es in erster Linie um Lichtenberg als Professor, d. h. als lehrendes und forschendes Mitglied eines privilegierten und korporativ verfassten Personenverbandes namens Universität gehen. Wie gestaltete sich seine akademische Karriere und wie partizipierte er an den institutionellen Mechanismen der Hochschule? Vor allem aber ist zu fragen, wie er den Berufsalltag als Professor unter den besonderen Bedingungen seiner prekären körperlichen Konstitution bestritt oder besser durchlitt. Seit dem Alter von acht Jahren litt er, angeblich auf Verschulden eines Kindermädchens, das ihm „sein Rückgrad verrenkt hatte“, unter einer verstärkten Verkrümmung der Wirbelsäule, der sogenannten „Kyphoskoliose“.² Wahrscheinlicher ist jedoch eine Rachitis als Ursache. Diese Deformität beeinträchtigte das Wachstum, heutige Forscher gehen von einer Körpergröße von unter 146 cm aus, verursachte den sogenannten „Buckel“ sowie Herz- und Atemprobleme.³ Vom Oktober 1789 bis zum Mai 1790 brachte eine schwere Asthmaerkrankung einen weiteren Wendepunkt in Lichtenbergs Krankheitsgeschichte, die ihn nachher offenbar nie wieder den vorigen Gesundheitszustand erreichen ließ.⁴ Lichtenberg litt also unter einer massiven körperlichen Beeinträchtigung, die sich allerdings noch um eine spezifische mentale Disposition erweiterte: die Hypochondrie.⁵ Im Gegensatz zu Argan aus Molières *Malade imaginaire* (1673) war Lichtenberg jedoch tatsächlich krank, wusste jedoch um die Hypochondrie seiner Standeskollegen und nutzte dies als reflexive Strategie der Selbstbeschreibung bis hin zur Krankheitsverleugnung.⁶ Die besondere Sensibilität für den eigenen kranken oder als krank wahrgenommen Körper wurde in der Frühen Neuzeit geradezu zu einer kulturellen Signatur des Gelehrtenhabitus.⁷ Für den Wiener Leibarzt Gerard van Swieten (1700-1772) galt es etwa als ausgemacht, dass „diese Krankheit eine Zierde für die Gebildeten bedeute wie für die Soldaten die Narben“.⁸ Zahlreiche Gesundheitsratgeber, sogenannte Diätetiken, adressierten sich insbesondere an Gelehrte, deren modern ge-

sprochen, ‚deformation professionelle‘ sich zu einem distinktiven Standesmerkmal entwickelte.⁹ Der Schweizer Arzt Samuel Auguste Tissot (1728-1797) veröffentlichte 1768 eine Abhandlung *Von der Gesundheit der Gelehrten*, in der er auf die spezifischen Leiden des Berufsstandes einging, um „den Zustand der Gelehrten von dem Zustand aller anderen Classen der menschlichen Gesellschaft“ zu unterscheiden.¹⁰ Lichtenberg ist insofern ein interessanter Fall, da sich in seiner Person eine spezifische körperliche Konstitution ernsthafter Erkrankung, die allgemeine Krankheitssensibilität des Gelehrtenstandes und eine besondere Göttinger Kultur professoraler Leistungsfähigkeit trafen. Den Auswirkungen dieser Konstellation auf den Göttinger Professor gehe ich im Folgenden in drei Schritten nach und skizziere zunächst den Weg vom Studenten zum Professor (I.), gehe dann auf Lichtenbergs Beziehung zur Universität als Institution ein (II.), um drittens seine akademische Lehrtätigkeit aus der Nähe zu beleuchten (III.).

1. „*Testament eines Studiosi*“: Auf dem Weg zum Professor

Am 15. Februar 1763 wird auf dem sächsischen Jagdschloss Hubertusburg der gleichnamige Frieden geschlossen und damit der Siebenjährige Krieg beendet. Wenige Monate später immatrikuliert sich am 21. Mai der 20jährige „Georg Christophorus Lichtenberg, Darmstadinus“ als „Mathematum et physices studiosus“ an der Universität Göttingen.¹¹ Der Krieg hatte den Studienbetrieb merklich beeinträchtigt, doch die Universität Göttingen ging gestärkt aus der Krisenzeit hervor und erlebte von der Mitte der 1760er bis zur Mitte der 1790er Jahre eine Blütezeit, die sie europaweit für einige Jahrzehnte zur „modernsten Universität im Zeitalter der Aufklärung machte“ (R. Vierhaus).¹² Bereits bei Studienbeginn begegnet uns die prekäre körperliche Verfasstheit des jungen Lichtenberg. So erhielt der gebürtige Ober-Ramstädter eine Art ‚Studienbeihilfe‘ der hessischen Landesregierung „in Ansehung seiner geringen vermögens Umständen und schwächlichen Leibes-Constitution sowol, als auch in Betracht seiner gezeigten ganz ausnehmenden Fähigkeit.“¹³ Doch dieses Stipendium reichte kaum zum Leben in der vergleichsweise ‚teuren‘ Universitätsstadt Göttingen.¹⁴ So schrieb er 1788 rückblickend auf seine Studienzeit an Gotthilf Hieronymus Amelung:

Göttingen ist ein sehr theures Pflaster, liebster Freund. Sie wissen ich hatte vom Landgrafen 400 *Gulden* darmstädtisches Geld u einen Freytisch, und es kostete mich Mühe durchzukommen. Ich bezahlte freylich alle meine Collegia, aber meine Mutter gab mir auch etwas unterweilen, und ich repetirte anfangs und gab endlich selbst mathematische Stunde u machte Verse auf die Prorector Wahlen, corrigirte für die Buchdrucker p.p.¹⁵

Wie man es für einen berühmten Gelehrten erwarten mag, beendete Lichtenberg als einer der besten unter seinen Kommilitonen sein Studium, doch ohne einen akademischen Titel zu erwerben. Das 18. Jahrhundert kannte zwar bereits Abschlussprüfungen für den Erwerb eines akademischen Grades wie den Magister oder

Doktor, doch noch keine ‚Zeugnisse‘ im modernen Sinn. Die Promotionsurkunde beurkundete eher eine Status- und Standeserhöhung, weniger die genuine intellektuelle Qualifikation des Kandidaten. In einer Zeit, in der sich die Autorschaft von Dissertationen erst langsam vom betreuenden Professor hin zum Kandidaten, der den Grad erwarb, verschob, was es heutigen Forschern nicht leicht macht, die tatsächlichen Autoren zu identifizieren, mag dies auch wenig verwundern. Funktionale Vorläufer des Abschlusszeugnisses, die wie der Abschluss insgesamt auch eigens bezahlt werden mussten, waren sogenannte „testimonia“.¹⁶ Sie bescheinigten dem Kandidaten in lateinischer Sprache seine erworbenen Fähigkeiten und waren vor allem für künftige Arbeitgeber als Referenz oder den Wechsel an eine andere Hochschule nützlich. Lichtenberg soll selbst in den letzten zehn Jahren seiner Tätigkeit als Professor rund 30 solcher Zeugnisse ausgestellt haben.¹⁷ Da nicht jeder abgehende Student ein Zeugnis erwarb, kann diese Zahl als recht hoch gewertet werden. Überliefert hat sich aber wohl nur Lichtenbergs eigenes „Testimonium“ vom 9. Juli 1766 aus der Feder seines Mentors Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800)¹⁸, das ich im Folgenden vollständig in deutscher Übersetzung zitiere:

Dem wohlwollenden Leser einen Gruß. Der sehr ehrenwerte Herr Georg Christoph Lichtenberg aus Hessen-Darmstadt hat bei mir zwei Jahre lang und etwas darüber die Anfangsgründe der reinen und angewandten Mathematik, die Physik, Algebra und sphärische Trigonometrie im Kolleg gehört. Er ist mit hervorragendem Verstand freilich nicht nur zu diesen Wissenschaften, sondern auch zu den vornehmeren von Natur aus begabt, und ihn vervollkommenet er mit unermüdlichem Eifer und so, daß er allen, die an Universitäten sich aufhalten, um Bildung zu erwerben; als Beispiel dienen könnte; und er erreicht sowohl durch diese Dinge wie auch durch seinen untadeligen Charakter, daß er unter den wenigen meiner Zuhörer mir der Liebste ist, und daß ich von ihm glaube, daß er – an welchen Orten immer er einmal den Lohn seines eifrigen Studierens davonträgt, er den Ruhm unserer Hochschule heller erstrahlen lassen wird. Gegeben zu Göttingen am 9. Juli im Jahre der christlichen Zeitrechnung 1766. Abraham Gotthelf Kästner, ordentlicher öffentlicher Professor der Mathematik und Physik.¹⁹

Und in der Tat, Kästners Hoffnung sollte sich erfüllen, Lichtenberg ließ die „Glorie“ der Hochschule besonders hell erstrahlen und wurde eines ihrer Aushängeschilder in Sachen Lehre. Doch das „Testimonium“ offenbart noch mehr. Es zeigt etwa, dass Physik und Mathematik im Ansehen noch unterhalb der „eleganteren“ Wissenschaften standen, für die Lichtenberg ebenfalls qualifiziert war. Wissenschaftliche Qualifikation wird zudem zur „natürlichen“ Anlage des Kandidaten naturalisiert und sein Charakter als „untadelig“ beschrieben. Das Zeugnis beurteilte folglich nicht nur kognitive Kompetenz, sondern auch das moralische ‚Wesen‘ des Studenten.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Lichtenbergs erste Ernennung zum Professor erfolgte im August 1767 an der Universität Gießen zum „2. Professor für

Mathematik“ und „öffentlichen Lehrer der englischen Sprache“. Lichtenberg trat die Stelle jedoch nie an. Zunächst erbat er sich zwei Jahre Aufschub, um den Admiralssohn Thomas Swanton, der in Göttingen studiert hatte, als Hofmeister nach England zu begleiten.

Um den Übergang vom Studentenleben ins Berufsleben oder Mannesalter zu inszenieren, bot der Erwerb eines akademischen Grades jedoch nur eine besonders herausgehobene Variante.²⁰ Der ungraduierte Lichtenberg setzt seinen Abschied als ein Scheiden von der materiellen Kultur des Studentenlebens in Szene. 1769 verließ Lichtenberg seine Stube in der Weender Straße 43 und verfasste das *Testament eines Studiosi bei seinem Hintritt aus diesem Studenten-Leben* (SB I, B 251-B 253, 109-111). Um eine Plünderung seiner Möbel „ab intestato“ zu vermeiden, weist er gleich zu Beginn darauf hin, das „Leben“ sich hier nur auf „die 4 Jahre auf Universitäten“ beziehe. Die Dinge werden zum Symbol des Wandels:

So wie wir ein paar Hosen verwachsen, so verwachsen wir Umgang, Bibliotheken, Grundsätze und dergleichen, zuweilen sie abgenutzt sind, und zuweilen, welches der schlimmste Fall ist, ehe wir neue haben. Ich werde meinen Zustand bald verändern, eine gewisse Sehnsucht nach einem andern Leben, und ein inneres Gefühl meiner Fähigkeit dazu lassen mich diesen wichtigen Schritt nicht um eine Woche weiter hinaussetzen, als die Ostermesse 1770. [...] Außer meinem unsichtbaren Vermögen, etlichen Kleidungsstücken, und ein paar Büchern werde ich alles zurücklassen. (ebd., 110).

Er bittet seinen Kommilitonen Jöns Matthias Ljungberg (1748-1812), seine Stube zu übernehmen, die für ihn zu einem „zweiten Körper“ geworden sei. Mit der Selbstthematisierung der materiellen Kultur der Studentenbude stand Lichtenberg nicht allein, die „Studentenmeubel“ bildeten beispielsweise ein beliebtes Stammbuchmotiv, in dessen Ikonographie die Dinge zu Symbolen eines bestimmten Lebensstils wurden.²¹ Die somatische Dimension der Statusveränderung schildert Lichtenberg anhand seines Ganges, denn seine „Füße wollen den Körper nicht mehr mit der Leichtigkeit tragen, die dem Studenten geziemt, sondern fallen öfters ohne daß ich es weiß in den mehr abgemessenen säenden Tritt der höhern Geschäfte. Im Kolleg werde ich für einen einzigen Platz zu breit, kurz ich fühle mich reif dieses angenehme Leben zu verlassen, und mich meinen Vätern immer mehr und mehr zu nähern“ (SB I, B 251-B 253, 110). Noch im Mai 1769 konnte Lichtenberg aus kritischer Außenperspektive auf die Universität Göttingen blicken und dichten:

Seit mein Kutscher und mein Schicksal
Mich, Teuerster, aus deinem Blick stahl,
Leb ich in diesem Vaterstädtgen
Von hoher Weisheit in Traktätgen,
berühmt in allerlei Bedeutung
Durch Würste, Bibliothek und Zeitung,
Durch Professorn, und schlechtes Wetter
Und breite Stein und Wochenblätter (SB I, B 176, 93).

Fast exakt ein Jahr später weist König Georg III. an, Lichtenberg zum außerordentlichen Professor für Mathematik und Physik in Göttingen zu ernennen. Der erste akademische Grad folgte erst viele Jahre später: Am 4. Januar 1779 wurde Lichtenberg der Magistertitel ehrenhalber verliehen.²² Karl Friedrich Hindenburg widmete ihm darauf ein lateinisches Glückwunschgedicht, für das sich Lichtenberg wie folgt bedankte: „Die Gelegenheit an sich, und die Magisterwürde die mir HE HofR. Kästner ertheilt, hat für mich einen unschätzbaren Werth, und mich dabey von Ihnen mit einem solchen Glückwunsch beehrt zu sehen, schätze ich mir für die größte Ehre.“ (Bw, Bd. 1, Nr. 567, 932).

2. „An die Universitätsgaleere angeschmiedet“.

In den institutionellen Mechanismen der Universität

Die förmliche Ernennung mit einem Grundgehalt von 200 Talern erfolgte am 26. Juni 1770. Lichtenberg war der letzte noch durch Münchhausen engagierte Professor, was diesen zweifellos nicht darin hinderte, ihn von den geforderten 300 Talern auf 200 Taler runter zu handeln, und das, obgleich ihm die Universität Gießen 400 Taler geboten hatte. Vermutlich alarmiert durch eine Notiz in den Göttinger Gelehrten Anzeigen vom 12. Juli 1770, welche die Ernennung Lichtenbergs zum „Extraordinario“ verkündete, reagierte die landgräfliche Regierung von Hessen-Darmstadt verständlicherweise wenig amüsiert und forderte angesichts der längt verflossenen Aufschubfrist:

Da nun dieser Terminus schon längstens verflossen, und von dem Lichtenberg seitdeme nichts mehr zu hören, wohl aber äusserlich zu vernehmen ist, daß derselbe eine anderweite Professionem auf der Universität Göttingen angenommen hat. So ist dieses allhier um so mehr befremdlich und wegen / gewissen damit verbundenen Undancks unerwartet, indeme dieser Lichtenberg in Anhoffung derer von ihm sich von ihm versprechenden und seinem vaterland, wie er selbst bekennet, vorzüglich gewidmeten Diensten, von hier beträchtliche Subsidien zur Fortsetzung seines Studirens genossen hat. wie dieses anzusehen, solches überlassen wir Ewer p selbsteigenen Beurtheilung, sind aber versichert, daß sie ein solches verfahren, wan es Grund haben sollte nicht billigen – noch Jemanden, welches auch selbst den eigenen Diensten nicht zum Vortheil reichen könnte, in der Undanckbarkeit gegen seine Obern unterstützen – vielmehr den offerwehten Professorem Lichtenberg dahin anweisen werden, daß er sein aus schuldiger Rücksicht vor sein Vaterland getroffenes Engagement zu Erfüllen den Bedacht haben müsse.²³

In patriotische Worte gekleidet, äußert sich hier vor allem das kameralistische Kalkül der hessischen Landesherrschaft, die ihre Investition in Lichtenberg an der eigenen Landesuniversität honoriert sehen wollte. Die Angelegenheit ließ sich vielleicht einvernehmlich regeln oder wurde einfach ausgesessen, eine Antwort aus Hannover oder London ist jedenfalls nicht auffindbar. Aber das Stipendium, das

Lichtenberg von seinem alten Landesherren bekommen hatte, scheint er so wenig zurückgezahlt zu haben wie sein neuer Dienstherr. Doch auch die Universität Göttingen sah ihren jüngsten Extraordinarius anfangs selten. Die nächsten fünf Jahre waren von diversen Reisen geprägt, so auf Befehl des Königs zur astronomischen Vermessung seiner deutschen Lande nach Hannover, Osnabrück und Stade. Am wichtigsten war sicherlich der erneute private Aufenthalt in England 1774-1775. Noch in England erhielt er im Juni 1775 die Nachricht von der Ernennung zum Ordentlichen Professor an der Georgia Augusta, zunächst noch ohne Gehaltserhöhung. Fortan war Lichtenberg „an die Universitätsgaleere angeschmiedet“, wie es er in seinen Sudelbüchern formulierte (SB II, Sudelbücher II Heft H, [119], 193). Die „Galeere“ bietet ein seltenes, aber nicht unzutreffendes Bild akademischer Selbstbeschreibung. Es verweist auf die ‚Zwangsarbeit‘ im ‚stahlharten Gehäuse‘ bürokratischer Mechanismen, aber auch auf das relationale Geflecht der in einem Boot sitzenden Akademiker, die nur vorwärts kommen, wenn sich alle für die Maschine aufopfern. Und für Lichtenberg bildete vielleicht die zentrale Komponente des Galeerenbildes, dass man diesem Ort nicht mehr entkommen konnte. Die gängigeren Selbstbeschreibungen Göttingens sind weniger von Zwang bestimmt als von ökonomischem Kalkül. So sprachen die Zeitgenossen die Göttinger Universität immer wieder als Bergwerk, Fabrik oder Freihandelshafen an und betonten damit Konkurrenz und Profitorientierung.²⁴ Der Königsweg zur Versinnbildlichung institutioneller Mechanismen bildete jedoch lange die Personifikation, wie sie recht anschaulich eine Karikatur aus den letzten Lebensjahren Lichtenbergs zeigt. Das Funktionieren der „Georgia Augusta“ wird hier in verschiedenen Personengruppen versinnbildlicht, die u. a. das „Corpus Academicum“ und seine „Disharmonia perfecta“, das auf Strafgelder und Gebühren (Sporteln) fixierte Universitätsgericht, die „Conduite“, der sich gegenseitig an die Gurgel gehenden Professoren, den nach Hannover petzenden Professor Meiners oder Abraham Gotthelf Kästner, Lichtenbergs Lehrer, mit dem Sinnspruch „Ich lache über alles und mache schale Epigrammen“ repräsentieren.²⁵

Unter institutionellen Mechanismen verstehe ich hier die diversen Verfahren und Entscheidungsprozesse der Universität von der Senatssitzung bis zum Universitätsgericht, die diversen Einsetzungsriten und Statuspassagen von der Immatrikulation über die Graduierung bis zur Prorektoreinsetzung sowie die internen Berechtigungssysteme und Hierarchien.²⁶ Sucht man nach Spuren der Einbindung Lichtenbergs in die Verwaltungsabläufe der Universität, so zeugen zumindest die Tagebücher von einer äußerst geringen Involviertheit in den Betrieb. Zentrales Thema sind neben Gesundheit, Wetter, Alkohol, Nahrung und Geselligkeit jedoch stets die Kollegien als Lichtenbergs wichtigste Einkommensquelle. Entgegen manchem Klischee des Professors war Lichtenberg, solange es seine Gesundheit zuließ, keineswegs ungesellig.²⁷ Seit 1776 war er beispielsweise Mitglied eines kleinen „Clubs“ von Professoren, dem Johann Georg Heinrich Feder, Christoph Meiners, Matthias Christian Sprengel und Johann Andreas Dieze angehörten und der sich jeweils freitagabends traf. Im Mai 1781 trat Lichtenberg jedoch aus und besuchte

die Veranstaltung nur noch selten.²⁸ Diesem Club folgten noch weitere, größere wie der im November 1787 gegründete „Gelehrtenclub“ (Bw 2, Nr. 1561, 461), an denen Lichtenberg ebenfalls kurze Zeit partizipierte.²⁹

Einen nicht unwesentlichen Karriereschritt in der gesellschaftlichen Hierarchie bildete die Verleihung des Hofrathstitels am 15. September 1788.³⁰ Dieser höfische Titel stand außerhalb der akademischen Hierarchie, war aber gerade deshalb besonders begehrt, um sich gegenüber den Kollegen zu distinguieren. In Göttingen nahm diese Ehrung jedoch schon fast inflationäre Züge an, und so berichtet ein Jahr darauf, 1789, der Berliner „Universitätsbereiser“ Friedrich Gedike:

Zu den mancherlei Aufmunterungen, die von Seiten der Hannöverschen Regierung den Professoren ertheilt werden, gehören (!) vornehmlich die Distinction durch Civil-Charakter. In der theologischen Fakultät bekommt gewöhnlich einer oder mehrere das Prädikat eines Konsistorialraths. In den andern drei Fakultäten ist das Prädikat eines Hofraths sehr gewöhnlich (5 juristische, 5 medicinische, 10 philosophische Professoren haben dasselbe) und drei Professoren (Böhmer, Pütter und Michaelis) haben das Prädikat eines Geheimen Justizrathes. Die Professoren scheinen auf diese, auch auf den meisten anderen Universitäten sehr gewöhnliche und bloß auf den beiden sächsischen Universitäten itzt sehr seltene Aufmunterung ein großes Gewicht zu legen.³¹

So wird verständlich, warum Lichtenberg über den Titel aus der ex negativo Perspektive berichtet, wenn er in einem Brief an Georg Heinrich Hollenberg vom 23. September schreibt:

der König hat mich durch ein sehr gnädiges Patent vom 5^{ten} September zu seinem Hofrath gemacht. Man mag von dem positiven Werth solcher Prädicate so gering denken, als man will, so ist ihr negativer von großem Gewicht, zumal auf Universitäten. Ich meine eigentlich: daß bey einer solchen reichlichen Promotion übergangen worden zu sein, hier nicht auszuhalten gewesen wäre.³²

Als Lichtenberg 1797 um eine vakante Stelle in der sogenannten „Honorenfakultät“ ersucht, versichert sich die Universitätsleitung zunächst, „ob er sich auch den mit einer FakultätsStelle verbundenen Beschwerden als der Führung des Dekanats und dem damit verknüpften Sitze in der Deputation zu unterziehen gedenke?“ (Bw 4, Nr. 2741, mit Anm. 1, 705). Lichtenberg lehnt die ihm angebotene Stelle wenige Tage später aus gesundheitlichen Gründen ab:³³

Ich würde mich gewiß, bey dem innigsten Gefühl meiner Unfähigkeit zu aller Art von solchen Facultäts-Geschäften, die nicht durch den Weg des Missivs abgethan werden können, nie unterstanden haben, die neuliche Bittschriff zu unterschreiben, wenn man mich nicht heiligst versichert hätte die Facultät würde auch nichts weiter von mir verlangen. [...] Meine NervenZufälle machen meine Umstände so äußerst precär, daß ich von keiner Stunde auf die andere mit Sicherheit rechnen kan, ich habe mich daher auch schon lange genöthigt gesehen

mich fast allen Gesellschaftlichen Umgänge ausser dem Hause zu entziehen. (Bw 4, Nr. 2741, 703-704)

Die Honoren fakultät bildete de facto eine Art Promotions fakultät bzw. ein „Kartell“ der zur Promotion berechtigten Professoren.³⁴ In der theologischen Fakultät waren dies drei, in der juristischen vier, in der medizinischen nochmals drei und in der philosophischen acht Professoren. Vergeben wurde die Mitgliedschaft durch den Geheimen Rat in Hannover, der darin ein wichtiges Steuerungsinstrument besaß, um bestimmten Professoren Vorteile zu verschaffen oder anderen zu verweigern. Denn die Mitgliedschaft stellte vor allem durch die Promotionsgebühren, die unter den Professoren verteilt wurden, eine kaum zu unterschätzende zusätzliche Einnahmequelle dar. Tagebucheinträge wie „Meyer wird Doktor“ (SB 1, Dezember 1790, 712) oder „Herr Sárváry disputiert“ (SB 2, Mai 1795, 824) stammen daher von einem außenstehenden Beobachter, der von diesen Fleischtöpfen nicht profitierte. Sehr aufschlussreich für Lichtenbergs tiefen Einblick in die Mechanismen der Graduierung ist modern gesprochen sein „Coaching“ für Gottfried August Bürger in einem Brief vom Mai 1784. Bürgers „Vorsatz zu promovieren“ wird von Lichtenberg voll unterstützt:

Es wird manchen Herrn allhier ein Donnerschlag seyn. Schon daß Sie anschlagen wollen, war vermuthlich auch einer, und der Ableiter war wirklich gut angelegt. Nun aber geht es gerade in die Küche. Daß eine starke Opposition da gewesen seyn muß, schließ ich daraus, daß Kästner, der ihnen sehr wohl will, weder als Decan, noch als Kästner, mehr hat ausrichten können, als er ausgerichtet hat (Bw 2, Nr. 1269, 856-857).

Wesentlicher Punkt des Titelerwerbs waren die immensen Kosten und Lichtenberg fährt fort:

Hier lege ich die Specification der Promotions-Kosten bei, so wie sie mir der neueste Magister mitgetheilt hat. Achten Sie ein solches Sümchen nun gar nicht; denn wahrlich, ich wollte ihnen im ersten Jahre 800 bis 1000 Procent dafür assecuriren. Den Schmaus will Dieterich geben; und daß er die Dissertation umsonst druckt, versteht sich ohnehin (ebd.).

Das waren vergleichsweise komfortable Bedingungen, Dieterich war seit Juli 1784 auch Bürgers Verleger und insofern zu dieser Form von ‚Sponsoring‘ disponiert. Deutlich zeigt sich auch hier, wie Lichtenberg vollständig auf die Einkommensquelle der Vorlesungen fixiert ist. Am Ende des Briefes heißt es explizit noch einmal:

Zu meinem Collegio haben sich 112 aufgeschrieben, und am Mittwoch hat Klindworth 130 Hereinkommende gezählt, und gegen 80 Louisd’or habe ich eingenommen. Ich sage dies, um Appetit zu machen. Mit ihnen wird’s wahrlich noch besser gehen, denn sie sind ein gesunder Mann, und können leicht drei Stunden des Tages lesen (ebd., 857).

Besonders detailreich schildert Lichtenberg auch die potentiellen Prüfer und ihre Eigenheiten:

Worüber examiniert werden wird, läßt sich nicht bestimmen. Müller wurde bloß aus Mathematik und Physik gefragt. Einige Herrn Examinatores hatten absagen lassen, und als Gatterer fragen sollte, erklärte er, daß er mit Kästners Fragen sich ebenfalls beruhige. Vermuthlich wird Kästner etwas aus der Physik fragen, die ein Dichter wissen soll. Mich dünkt, ich hörte ihn! Heyne bringt wohl gar einen Homerum mit, und Gatterer etwas Universal-Geschichte. Einer der größten Necker im philosophischen Examen war der selige Beckmann; aber der ist selig. Und der gar nicht scherzende Michaelis wird jetzt von Dr. Osann so examinirt und von Sander mit bellariis tractirt, daß er wohl schwerlich gegenwärtig seyn wird“ (ebd., 856).³⁵

Letztere Bemerkung bezog sich auf den Arzt Osann und den Apotheker Sander und spielte auf Michaelis medizinische Behandlung an, als bellaria bezeichnete man das bei Promotionen gereichte Konfekt, aber auch Medikamente. Bürger erwirkte eine Lehrerlaubnis für collegia privata, der Magister wurde ihm jedoch erst drei Jahre später ehrenhalber während der Feierlichkeiten zum 50jährigen Universitätsjubiläum im September 1787 verliehen.³⁶

Auch andere akademische Verfahren registriert Lichtenberg, wenn überhaupt recht unbeteiligt. Die semesterweise erfolgende Neuwahl des Prorektors etwa notiert er am 2. Januar 1792 mit „Kulenkamp Prorektor“, am 2. September 1793 mit nur einem Wort: „Prorektorwahl“, etwas mehr Wörter wendet er im folgenden Jahr, am 1. März 1794, auf: „Prorektor-Wahl. Feder wirds“; am 2. März 1795 dann wieder knapp: „Waldeck Prorektor“ und am 1. März 1796: „Meiners Prorektor“. ³⁷ Das war allerdings nicht immer so. Im August 1772 schreibt er an Joel Paul Kaltenhofer:

Kästner hat einen abscheulichen Brief durch mich hierher an Herrn HofRath Brandes geschrieben. Er ist des Inhalts, daß Michälis, wenn Hollman Alters wegen das Prorektorat verbitten sollte, nun wohl Prorektor werden könnte, denn Er (Kästner) würde die Last nicht auf sich wälzen lassen. Dieses ist Meistermäßig ausgeführt. [...] Die ganze Sache muß aber ein Geheimniß unter uns 3 bleiben (Bw 1, Nr. 77, 138-140).

Die semesterweise wechselnde Position des Prorektors war ein ungeliebtes Amt, da auf ihm viel Verantwortung und Zeitinvestition lastete, aufgrund des raschen Wechsels aber kaum Politik gemacht werden konnte.³⁸ All dies waren für Lichtenberg jedoch Nebenschauplätze, seine ganze Aufmerksamkeit galt den Vorlesungen.

3. „in der Physik die Bank für mich gesprengt“: Lichtenberg der Vorlesungsmagnet

Die beiden zentralen Lehrformen der vormodernen Universität bildeten die *lectio* (Vorlesung) und die *disputatio* (Disputation).³⁹ Im Verlauf des 18. Jahrhunderts traten seminarähnliche Veranstaltungen hinzu. Die Vorlesung hat sich als akademische Lehrform vom Mittelalter bis in die Gegenwart gehalten und erweckt so leicht den Eindruck einer gleichsam überzeitlichen Praktik. Doch bei näherer Betrachtung unterlag sie signifikanten Wandlungsprozessen. Eine wesentliche Unterscheidung innerhalb der Vorlesungen des 18. Jahrhunderts verlief zwischen *collegia publica* und *collegia privata*. Während die Professoren ihre ordentliche Besoldung für das Lesen von öffentlichen Kollegien erhielten, mussten die privaten Kollegien individuell beim Professor bezahlt werden. Eine Praxis, die sich noch bis in die 1960er Jahre halten sollte. Mit der in Göttingen in der Universitätsverfassung verankerten Lehrfreiheit im eigenen Fach, d. h. freien Wahl von Themen und Zeiten der Vorlesung kam es zu einer marktförmigen Dynamisierung des Lehrbetriebes.⁴⁰ Die aktuellen Themen von hohem Interesse wurden in den *privata* gelesen, die Klassiker in den *collegia publica*. So ist bezeichnend, dass Lichtenberg sein „Hauptkolleg, die vier-, fünf, oder gar sechsstündige Physik“ nach heutigem Kenntnisstand niemals ‚öffentlich‘ gehalten hat, sondern stets ‚privat‘.⁴¹ Auf diese Weise konnten einige Professoren, darunter insbesondere Lichtenberg, ihr Einkommen durch die Lehre signifikant erhöhen.

Diese Einkommensquelle war für Lichtenberg wie für viele seiner Zeitgenossen ein Quell fortwährender Sorge.⁴² Am Beginn jeden Semesters stellte sich die bange Frage, ob genügend Hörer erscheinen würden, am Ende, ob die, die anwesend waren, denn auch bezahlt würden.⁴³ Um letzteres zu sichern, erfolgte die Bezahlung in der Regel „praenumerando“ also als Vorkasse. Eine Regelung, die jedoch viele Ausnahmen kannte, da viele der Studenten notorisch klamm waren oder als besonderen Gunstbeweis einen Gratiszugang erhielten. Von seinem offenbar nur als Tagebucheintrag begangenen 30jährigen Dienstjubiläum am 6. Mai 1793 berichtet Lichtenberg etwa: „Heute 30 Jahre hier! Es melden sich noch immer gratisser, so daß ich gewiß über 80 Zuhörer habe“ (SB 2, 777).⁴⁴ Seit dem Wintersemester 1777/1778 las Lichtenberg über Experimentalphysik und legte dabei das Kompendium *Anfangsgründe der Naturlehre* seines Vorgängers Johann Christian Polycarp Erxleben zu Grunde. Das Lehrbuch war ein großer Erfolg, und Lichtenberg gab weitere vier Ausgaben bis zur sechsten Auflage heraus (1784, 1787, 1791, 1794).⁴⁵

Konkurrenz spielte eine große Rolle unter den Professoren. Als es Lichtenberg 1786 ‚unfreiwillig‘ gelingt, dem Ökonomen und Begründer einer allgemeinen Technologie Johann Beckmann (1739-1811) die Hörer abspenstig zu machen, gleicht das einem Triumph, den er in gleich drei Briefen mit der identischen Metaphorik bejubelt. An Johann Daniel Ramberg schreibt Lichtenberg am 20. April 1786, er sei nun der einzige in der Physik:

Ich habe nemlich nunmehr, ohne Vorsatz, dem HofR. Beckmann die Banck förmlich gesprengt. Vorigen Sommer kam schon seine Physic nicht mehr zu Stand, und diesen Sommer hat er aufgehört sie anzuschlagen (Bw 3, Nr 1434, 198). In einem Brief an Samuel Thomas Sömmerring formuliert er im Juni des Jahres fast beiläufig, dass die englischen Prinzen wohl bald bei ihm Vorlesung hören werden, da ich nunmehr HofR. Beckmann in der Physik die Bank für mich gesprengt habe (Bw 3, Nr. 1447, 220).

Und an seinen Vetter Friedrich August schreibt er noch viele Monate später am 3. Dezember 1786:

HE. Hofr: Beckmann habe ich endlich seine Physik gesprengt. Er hat seit einigen Jahren öfters nur 12 Zuhörer, wenn ich über hundert hatte, und diese 12 giengen zu ihm, weil sie in meiner Stunde nicht konnten; nachher setzte er zwar Physik noch im Lese Catalog an, bekam aber keine Zuhörer mehr, und nun hört er auf sie in den Catalog zu setzen. (Bw 3, Nr. 1493, 299).

Derlei Interna, wie etwa auch die Frage welche Honoratioren und Adeligen sich in seiner Vorlesung einfanden, wollte Lichtenberg nicht öffentlich kommuniziert wissen, um Neid angesichts ökonomischen wie symbolischen Kapitalflusses zu verhindern. So bittet er in dem Brief an seinen Vetter: „Du wirst verhindern, daß von diesen Nachrichten, die blos für Dich und die besten Freunde sind, nichts ins Publikum kömt. Du kennst die Professoren.“ (ebd.). Abermals werden die Kollegen so als neidische Beobachter von Statusunterschieden beschrieben.

Lichtenbergs Vorlesung glich in einigen Aspekten formal eher einer Kino- oder Theatervorstellung als einer modernen Vorlesung.⁴⁶ Korrekt müsste man wohl von einem ‚Heimkino‘ sprechen, denn außer den großen Juravorlesungen fanden fast alle Veranstaltungen in den Privathäusern der Professoren statt. Lichtenberg wohnte im Haus seines Verlegers Johann Christian Dieterich an der heutigen Prinzenstraße (damals Mühlenpforte) und unterhielt dort auch seinen Hörsaal, der direkt an seine Wohnstube angrenzte und in Form eines Amphitheaters konstruiert war.⁴⁷

Die diversen Instrumente wurden jeweils aus dem Nachbarhaus, das ebenfalls Dieterich gehörte, herangeholt, so dass die ganze Logistik vor Ort abgewickelt werden konnte. Die physikalischen Geräte musste Lichtenberg auf eigene Kosten anschaffen, denn die Sammlung seines Vorgängers Erxleben war verkauft worden.⁴⁸ 1783 nennt Lichtenberg eine Summe von 1500 Talern als Anschaffungskosten. Tische gab es keine, nur Bänke zum Sitzen. Alle Sitzplätze waren durchnummeriert und konnten gegen einzelne Platzkarten gemietet werden, sogenannte ‚Zettel‘. Mit der Aushändigung der Zettel wurde auch die Bezahlung der Vorlesung quittiert. Offensichtlich gab es hier keine eigene Adelsbank mehr und auch Rangstreitigkeiten über die Plätze sollten durch das Billetsystem weitgehend vermieden worden sein.⁴⁹ Die Sorge, die Einnahmen könnten nicht reichen, brachten Lichtenberg, dessen Veranstaltungen offenbar stets gut besucht waren, dazu, täg-

lich vier, ja bis zu sieben Stunden, also 20-35 Stunden Vorlesung zu halten. Sieben Stunden erreichte er jedoch nur in zwei Semestern, in den letzten zehn Jahren seines Lebens wird die wöchentliche Zahl bei 16-20 Stunden gelegen haben. Aus einem Tagebucheintrag wie dem vom 3. November spricht etwas von Erleichterung, wenn Lichtenberg schreibt: „Die Physik angefangen [...] am Morgen 20 Louisd’or eingenommen“ (SB 2, 709). Anfang der 1790er weitete er das Lesen sogar auf den Samstag aus. Am 25. Juni 1791 notiert er in seinem Tagebuch: „Zum erstenmale sonnabends gelesen“ (ebd., 723). Dies war sehr wahrscheinlich eine ‚duplierende‘ Kompensation eines krankheitsbedingt ausgefallenen Vorlesungstermins, nicht eine generelle Ausweitung der Lesezeiten, die aber für Göttingen offenbar nicht ungewöhnlich war.⁵⁰

Dass diese hohe Frequenz bei zusätzlichen nächtlichen Trink- und Debattierunden und einer fortwährend prekären körperlichen Konstitution auch ihre Folgen zeitigen konnte, zeigt ein Tagebucheintrag vom 28. November 1791, der knapp lautet „Colleg verschlafen!“ (ebd., 736).

Zwar kannte das 18. Jahrhundert noch keine Hochschuldidaktik im modernen Sinn, aber eine informelle moralische Ökonomie, die regulierte, was man für den angemessenen und attraktiven Lehrstil hielt. Das reine Vorlesen war, nicht anders als heute, wo das Ideal der freien Rede viele zu einem Gestöpsel von Füllwörtern oder dem Verlesen von Powerpoint-Folien verleitet, zunehmend verpönt. Ein freier und ungezwungener Stil sollte alles Schulmeisterliche und Pedantische hinter sich lassen. Der Göttinger Jurist Johann Stephan Pütter verkündet 1788 in einer umfangreichen, werbenden Selbstdarstellung der Universität:

Weder Ablesen noch Dictiren, nur ein freyer mündlicher Vortrag findet Beyfall. Vorlesungen (*praelectiones*), wie ehemals vielleicht in ihrem wahren Wortverstande auf manchen hohen Schulen üblich gewesen, sollte man billig unsere academische Lehrvorträge nicht mehr nennen.⁵¹

Dass es sich hier um eine ‚Mode‘ handelte, die keineswegs für jeden Dozenten die ideale Methode darstellte, monierten schon die Zeitgenossen, zumal wenn der mündliche Gestus nur der Abgrenzung zu anderen Positionen diene. So klagt der Kameralist Johann Christoph Erich Springer 1767:

Ueberhaupt ist es unter den Studenten schon Mode geworden, denjenigen für den besten Docenten zu halten, der am wenigsten bey seinem Compendium bleibt, der es unter dem Vortrage fast gar nicht gebraucht, und einer ganz andern Meynung ist, als der Verfasser des Compendiums; und der Lehrer sucht wohl selbst seine Ehre darin, seine Zuhörer zu überreden, daß seine Gedanken von der Meynung des Autors unendlich verschieden wären.⁵²

Lichtenberg selbst las höchst ungern völlig frei und vertrat das gegenüber seinen Hörern auch ganz offen. Zu Beginn der ersten Stunde las er jedes Semester die folgende Bitte an sein Publikum ab:

Ich wollte nun gehorsamst bitten, daß Sie mir in den ersten Stunden erlauben von meinen Hefften mehr Gebrauch zu machen, als ich in dem gantzen übrigen halben Jahre es thun werde. Es ist mir in den ersten Stunden unmöglich, mich über eine gewisse Unbehaglichkeit weg zu setzen. Ich weiß nicht, was es ist. Ich hoffe diejenigen unter Ihnen, die dereinst in meine Lage kommen werden, werden am besten empfinden, was ich Hier meyne und sich daran zu meinem Andencken erinnern.⁵³

Grundlage des Vortrages waren daher bis „ins kleinste Detail“ ausgearbeitete Manuskripte.⁵⁴ Frei erfolgte allein die Erklärung der Experimente. Ein Zeitgenosse berichtet über die Frequenz seiner Versuche: „Schon im Jahr 1781 zählte jemand [pro Semester] 600 Versuche [...] Seit jener Zeit haben Sie sich noch vermehrt.“⁵⁵ Wilhelm Friedrich August Mackensen 1791: „Man sagt gemeinglich, daß man bei ihm statt Physik zu hören, ein Collegium über Experimente höre, und er hat daher, eigentlich zu reden, nicht sowohl Zuhörer als Zuschauer.“⁵⁶

Die eigentliche Attraktion der Lichtenberg'schen Vorlesungen bildete jedoch die Kombination aus Experiment und Humor. Die Versuche verteilten sich auf etwa 120 Stunden pro Semester. Fast durch die Bank konstatieren die Hörer den ‚Witz‘ seiner Vorlesungen. So notierte der Student Ferdinand Beneke (1774-1848) aus Bremen am Mittwoch den 4. November 1795 in sein Tagebuch: „Auch muss ich noch erinnern, daß ich heute den berühmten Lichtenberg Physik lesen hörte. Seine Furchtsahmkeit in Ton, u. Anstand kontrastirt komisch, mit seinem Drange, witzig zu seyn. (Er ist buckelicht.)“⁵⁷ Die Lacher sollten sich jedoch im Rahmen halten bzw. zur rechten Stelle erfolgen. Einmal notiert Lichtenberg im Juni 1793 in sein Tagebuch: „Der junge Kahle, die Rotznase lacht im Collegio, und ich halte seinetwegen inne“ (SB 2, 783).

Lichtenberg las offensichtlich regelmäßig bis zur völligen physischen Erschöpfung. So berichtet August Friedrich Wilhelm Crome im September 1788, wie er zum Hofrat Lichtenberg ging, der

eben, am Schluß des Semesters, Nachmittags um 6 Uhr, seinen Catheder verließ. Der Bediente hatte mich in das anstoßende Zimmer geführt, dessen Thüre unmittelbar auf den Catheder leitete. Wie die Zuhörer aus einer anderen Thüre hinausgingen, kam Lichtenberg auch von seinem fünf Stufen erhabenen Lehrstuhl herab, und fiel seinem Bedienten ohnmächtig in die Arme, der ihn schnell auf das Canapee hinstreckte. Ich wollte mich entfernen, weil ich glaubte, Lichtenberg bekäme Convulsionen, und lästig zu seyn fürchtete; der Bediente versicherte mir aber, daß dieser Zustand jedesmal nach den Vorlesungen eintrete und immer schnell vorüber gehe. Dieß war denn auch jetzt der Fall; Lichtenberg lebte bald wieder auf, und ich brachte einen frohen Abend bei ihm zu.⁵⁸

Dass der Physiker es nicht gut leiden konnte, wenn die Studenten bei diesem Einsatz einschliefen, ist verständlich. Fast überzeitlich klingt seine Klage über zu geringes Vorwissen im September 1782: „Man kann nur das gemeinste beybringen.

Denn es ist unglaublich wie unwissend die studierende Jugend auf Univers.[itäten] kommt, wenn ich nur 10 Minuten rechne oder geometrisire, so schläft $\frac{1}{4}$ derselben sanfft ein.“ (Bw 2, Nr. 968, 431).

Auch Lichtenberg war wie die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen auf „unsichtbare“ Helfer und Techniker angewiesen, um seine Experimente durchzuführen.⁵⁹ Namentlich war das der Mechaniker Johann Andreas Klindworth (1742-1813), mit dem sich Lichtenberg 1791 überwarf, und der künftig von Johann Hermann Seyde (1768-1813) ersetzt wurde.⁶⁰ Für Leute, die nicht alles hatten sehen können, boten die Mechaniker am Samstag- und Sonntagmorgen eine Art Matinee an, in der sie dem interessierten Publikum nochmals die zentralen Experimente vorführten.⁶¹ Zu diesen Helfern zählte der Logik des frühneuzeitlichen professoralen „Arbeitspaares“ entsprechend offenbar auch seine Frau.⁶² So berichtet 1796 der ungarische Student Sámuel Fogarasi, der selbst nicht zu den zahlenden Hörern Lichtenbergs zählte, über dessen Vertretung an den samstagabendlichen Sondervorführungen: „Wenn er selbst nicht kommen konnte, so producirete sein Weib, das aber einmal, indem sie machina electrica zu stark auflud, eine ziemlich große Zerstörung anrichtete. Und wurde ihr daraufhin das Produciren verboten.“⁶³ Gemeint wäre damit wohl Lichtenbergs Frau und ehemalige Haushälterin Margarethe Elisabeth Kellner (1768-1848) gewesen, die er 1789 geehelicht hatte. Wahrscheinlicher scheint jedoch, dass es sich um die Frau von Johann Hermann Seyde handelte.⁶⁴ Inzwischen handelte es sich bei den Instrumenten und Geräten um Universitätseigentum, denn Lichtenberg war es zu seiner finanziellen Erleichterung 1789 gelungen, die Sammlung für eine jährliche Leibrente von 200 Talern an die Universität zu verkaufen. Auch hier spielte die körperliche Konstitution eine entscheidende Rolle als Argument. So schreibt das Kuratorium an den König:

Der Hofrath und Professor Lichtenberg zu Göttingen hat sich aus seinen eigenen Mitteln einen großen und kostbaren Vorrath von Instrumenten angeschafft, welcher ihn in den Stand gesetzt hat, die experimental Physik mit ganz vorzüglichem Beyfall vorzutragen. Die Gesundheit des Hofrats Lichtenberg ist jedoch von der Beschaffenheit, daß er wahrscheinlich kein hohes Alter erreichen wird, und würde bey seinem Abgange die Besetzung der Stelle eines Lehres der experimental Physik sehr großen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn es an dem nöthigen Apparat von Instrumenten [...] fehlen sollte.⁶⁵

Ab den 1790er Jahren plagte Lichtenberg zunehmend ein weiteres gesundheitliches Problem, das gerade für die Vorlesungen ein nicht zu unterschätzendes Handicap darstellte: der Ausfall und die Lockerung der Zähne.⁶⁶ Zwar band Lichtenberg lose Zähne mit gesunden mit Zahnbändern aneinander, doch konnte dies nicht verhindern, dass die Artikulation darunter litt. Insbesondere der Verlust der Frontzähne wog hierfür schwer.⁶⁷